

Ein BILD von einem MANN

ROMAN VON FERNANDO BRAUN

Copyright 1941 by Deutscher Verlag, Berlin

In der Balby Langgade zu Kopenhagen wohnte der Kaffeemakler Knud Brodersen. Er hatte das Haus an dem Tage gekauft, als er seine Sekretärin Helga Neergaard heiratete. Durch die breiten, von einer zart gemusterten Dekoration gerahmten Fenster sah man die wogende Pracht des Parkes Søndermarken, hinter dem schon der Duft von Kornfeldern und Weideflächen zu ahnen war. Aber bei Ostwind hörte man noch deutlich mittags um zwölf den Singsang der Rathausuhr, und das Karussell der Hunderte von Radfahrern bewegte sich unaufhörlich durch die Ringstraßen von und nach dem Inneren der Stadt.

Knud Brodersen war ein reicher Mann. Obwohl er noch kein nennenswertes Alter hatte — kurz vor seiner Hochzeit war er erst dreißig geworden —, war er schon etwas beleibt, dazu klein von Gestalt, mit gerötetem, vollem Gesicht. Sein Büro lag in der Ny Kongensgade, wo man den Hasen mit dem Getümmel der Möwenschwingen und dem schaukelnden Getakel der Fischkutter roch, einen erquicklichen Hauch von See und fremden Ländern, Liebe und Abenteuer und Abschiedswinken.

An einem ersten Mai war Helga Neergaard als Sekretärin bei ihm eingetreten. Sie hatte helle Augen und helles Haar. Jedesmal, wenn sie zu ihm ins Zimmer kam, glaubte er, ein Traum, ein Licht sei hereingekommen. Zwar bemerkte er bald, daß sie in seinen Kontoristen Frederik Prang verliebt war, einen bildschönen jungen Menschen mit weichem, schwärmerischem Gesicht; doch er nahm es niemals ernst, er kannte diese beweglichen Jungen, die so beständig sprachen und sehnuchsvoll blickten, sie hatten meist ihren Beruf verfehlt. Und eines Tages verschwand Prang, geräuschvoll sogar, wenigstens was seine Stellung im Kontor betraf, und Helga gab Brodersens ruhiger Werbung nach.

Nun lebten sie schon nahezu sieben Jahre in der Balby Langgade, vor dem sanften Gewirr des Parks, der im Sommer nach Blüten und Wiesen duftete und im Winter von Rauhreif besternt war. Obwohl Helgas Wesen nicht gleichmäßig war und manchmal ein Schatten zwischen ihnen stand, glaubte Brodersen zu fühlen, daß sie ihn liebgewonnen habe. Nur vermochte er niemals herauszufinden, weshalb an manchen Tagen die düstere Wolke dahing und an anderen, Gott sei Dank den meisten, nicht. Zuweilen, wenn er Helga anblickte, fragte er sich: Woran denkt sie? Was bedrückt sie? Immer quält sie etwas, und sie sagt es nicht.

Mittags erwartete sie ihn gewöhnlich an dem großen Schiebefenster, gegenüber einem riesigen Kastanienbaum, auf dessen Wipfel sich der Himmel mit seinen fliegenden Wolken zu stützen schien. Aber Brodersen ahnte nicht, wie oft sie hier stand, auch wenn sie ihn nicht erwartete. Er war viel geschäftlich unterwegs, viel auf Reisen. Sie blieb oft allein, und was schlimmer war: sie fühlte sich allein.

Wieder war ein Sommer dahin, es war September geworden, die Nebel zogen über die Stadt, sie waren wie dünne, hängende Schleier und machten so traurig. Knud Brodersen wollte mit dem Mittagsflugzeug nach Berlin. Als Helga ihn kurz vor zwölf Uhr um die Straßenecke biegen sah, trat sie vom Fenster zurück und lief durch das Zimmer ihm entgegen. Er küßte sie innig, sie spürte es beschämt; rührend, wie er ihr das Sträu-

chen Rosen überreichte, das er am Stand bei der Ny Carlsberg Glyptotek für zwanzig Dore gekauft hatte.

Er schaute Helga an, nahm ihr Gesicht in sich auf, streichelte ihre Wangen, die unter seinen Händen brannten. „Helga, willst du nicht einmal mit? Die Abwechslung täte dir gut. Du siehst manchmal so abgespannt aus.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ach, nein, Knud. Du hast deine Geschäfte, ich käme mir während der Zeit in der fremden Stadt nur verloren vor. Oder ich hätte das Gefühl, daß du deinen Geschäften aus Rücksicht auf mich Zeit wegstiehst. Aber vielleicht, wenn du zurück bist... Wenn du dir dann ein paar Tage Urlaub nehmen könntest?“

„Natürlich!“ sagte er erfreut. „Das ist ein guter Gedanke. Wir werden an die deutsche Ostseeküste fahren. Ich habe gerade wieder einen Scheck von Prang aus Berlin bekommen, den Betrag könnten wir dazu verwenden. Es ist ja eigentlich gefundenes Geld, ich rechne gar nicht mehr damit, daß er diese letzte Rate noch schicken würde. Es scheint ihm auch schwergefallen zu sein, oder aber irgendein Abenteuer hat ihn vergeblich gemacht. Den Scheck hat er übrigens, wie immer, auf die Bank van Beets in Brüssel ausgestellt. Ich habe ihn schon eingelöst.“

Er zog seine Briestafche, zeigte ein Bündel Hundertkronenscheine und reichte Helga die beiden obersten.

„Da“, sagte er, „kaufe dir etwas Schönes.“
Sie schloß die Hände und wandte sich ab. „Von Prang?“ fragte sie unruhig. „Er lebt jetzt plötzlich in Berlin?“

„Warum sagst du: jetzt plötzlich? Wir haben beinahe ein Jahr nichts von ihm gehört, und daß er, seit er von mir weg ist, wenig herumgekommen wäre, kann man wahrhaftig nicht behaupten.“

Als Helga ihn stumm, doch erregt und flüsternd ansah, wiederholte er: „Damit hat nun Prang seine Schuld völlig abgezahlt. Ich werde es ihm bestätigen“, fuhr er fort. „Hörst du?“ In seinen Augen war ein winziger, lauernder Schein.

„Ja“, erwiderte Helga. Sie wurde ihrer Ruhelosigkeit nicht Herr. Das Mädchen Christine meldete, die Suppe stehe auf dem Tisch. Sie gingen in das Speisezimmer, Brodersen sprach von anderen Dingen, er war wieder der alte und wollte auf seine launige Art zu erzählen beginnen. Ohne sich aufzuhalten, setzte er sich zu Tisch und aß. Helga blieb in der Tür stehen. Verblüfft ließ er den Löffel sinken.

„Höre, Knud“, sagte sie hastig, „ich kann nicht länger so leben, die Lügen, das Versteckspiel peinigen mich zu Tode.“

Er sprang auf, trat auf sie zu, gab ihr die Hand. Er spürte die ihre kalt und schlaff in der seinen. Sein Blick bekam einen entsetzlichen Ausdruck von Mutlosigkeit. Helga riß sich los, lief durch zwei Zimmer, kam zurück.

„Da!“ sagte sie, „lies den Brief!“

Er begriff nicht. Helga setzte sich. Dann stand sie noch einmal auf und schloß sorgfältig die Tür. Sie sah Brodersen an, ihre Augen waren groß und starr auf ihn gerichtet, während sie sagte: „Frederik Prang hat mir diesen Brief vor etwa sechs Wochen geschrieben. Damals

lebte er in Lausanne, wie Datum und Poststempel zeigen.“

„Ja“, antwortete Brodersen leer. Sie standen sich gegenüber. „Bitte, setz dich doch“, sagte er ganz sinnlos. Helga fiel in einen Stuhl, ihre Augen schlossen sich. Brodersen schwieg und blieb wie gelähmt stehen. Mechanisch hob er den Brief vor die Augen, las ein paar Sätze.

„Weißt Du noch, wie wir gemeinsam bei der Abendpost saßen und auf den Chef warteten, der unterschreiben sollte? Wie lange ist das her! Aber nicht so sehr lange, daß ich es vergessen hätte... Wie geht es Dir, Helga? Ich hätte so gern, daß Du mir von Dir erzähltest. Willst Du mir nicht einmal schreiben? Wenn ich an Dich denke, weiß ich, daß ich vieles falsch gemacht habe. Manchmal möchte ich einfach zu Dir hinfahren. Ich lief doch nur weg, weil ich es nicht aushielt. Man muß alle Chancen nutzen, dachte ich. Etwas von meinen Träumen ist in Erfüllung gegangen. Geld und ein gutes Leben habe ich erreicht, Ruhm in bescheidenen Grenzen ebenfalls. Es war mein Ziel. Aber... Glück ist es nicht gewesen. Und die Frauen? Oft liebte und haßte ich sie zugleich. Ich weiß nicht, ob Dir das etwas sagt. Vielleicht bin ich verrückt.“

Brodersen war völlig verwirrt und sehr blaß. „Ich glaube, ich bin es, der verrückt ist“, sagte er dumpf. Seine Stirn war feucht, er fuhr mit der Hand darüber.

„Hast du gelesen?“ fragte Helga tonlos.
Er schien aus dem Nichts zurückzukehren, in dem seine Gedanken offenbar geweilt hatten. Erneut glitten seine Augen die Zeilen entlang.

„Liebe Helga, Du wirst mich fragen, warum ich Deine Briefe niemals beantwortet habe, in der ersten Zeit, als Du meine Amsterdamer Adresse wußtest. Ich hatte Dir von dort eine Ansichtskarte geschrieben, hast Du sie aufbewahrt? Ich muß Dir bekennen, daß ich mich dazu zwang, Deine Briefe wochenlang ungeöffnet liegenzulassen. Ich wollte alles Gewesene als erledigt betrachten. Es hört sich gemein an, wenn man es so hinschreibt, aber kannst Du ein bißchen tiefer sehen? Die Verpflichtung, das gestohlene Geld an Brodersen ratenweise zurückzahlen, erinnerte mich gerade genug an meine schreckliche Erniedrigung. Jedesmal, wenn eine Frau mich liebte, jagte mich die Angst, sie könne erfahren, daß ich einmal ein Dieb war. Und ich geriet noch in andere Verstrickungen — mein alter Fehler, die Willenlosigkeit, wenn die Versuchung an mich herantritt. Schließlich wurde ich hart und grausam gegen das eigene Gewissen, was machte es schon aus... Heute schreibe ich wie ein alter Mann, der alles hinter sich hat. Lache mich aus, Du hast recht. Deine Briefe habe ich später ungeöffnet vernichtet. Ich wollte mich gegen die Wehmut wappnen, verflücht Du? Sie sind überholt, sagte ich mir hartnäckig. Stand etwas sehr Wichtiges darin, Helga? Hoffentlich nicht, es täte mir leid. Heute möchte ich es wissen.“

Brodersen brach ab. Es schien, als beginne er allmählich, die Worte, die er las, in ihrer vollen Schwere zu erfassen.

„Warum hast du mir nie etwas davon gesagt?“ schrieb er plötzlich. Da Helga eine müde Bewegung machte, schrieb er weiter: „Ich weiß, ich Dummkopf habe es dir

sogar verboten, als ich dich fragte, ob du meine Frau werden wolltest. Aber vorher? In den vielen Wochen, die du vergrämt und abgehört in mein Büro kamst? Seine Stimme wurde sanfter. „Ich traute dir mehr Urteilskraft zu, Helga — damals. Prang... Natürlich, er war ja das, was ihr Frauen ein Bild von einem Mann nennt. Aber ich dachte, du müßtest diesen Euzichtgut ebenso durchschauen wie ich, du könntest dich überhaupt nicht blind verlieren...“ Er hielt inne, unvermittelt schrie er wieder: „Du hast also die ganze Zeit hinter meinem Rücken Briefe mit ihm gewechselt!“

Helga neigte den Kopf. „Nein“, entgegnete sie leise. „Es tut mir weh, daß du so etwas denken kannst.“

„Aber er spricht hier davon!“
 „Du bist außer dir, Knud! Bist richtig. Es handelt sich um Briefe, die ich schrieb, als ich noch in deinem Büro war, ehe ich den langen Urlaub nahm.“

„Und woher weiß er deine Adresse, wie?“
 „Er weiß sie ja gar nicht. Sieh doch, der Brief gelangte durch Frau Sörensen, meine frühere Wirtin, an mich.“ Sie beugte sich vor, mit einer wilden Bewegung ließ sie die Tischdecke los, in deren Fransen sie ihre Finger verwühlt hatte. „Du sollst jetzt alles wissen, Knud, und dann kannst du tun, was du tun mußt oder willst.“

Sie suchte nach Worten. In einem rasenden Wirbel taumelten die banger Stunden jener Zeit durch ihren Kopf. Frederik Prang hatte sie verlassen, ihre Briefe nicht beantwortet. Sie schrieb ihm dann auch nicht mehr. Zwei andere waren statt seiner da: Knud Brodersen und Frau Sörensen, aber es war unmöglich, zu Brodersen zu sprechen, der auch Prangs Chef gewesen war, und dem er Unehre gemacht hatte. Sie schämte sich, und Brodersen hoffte auf sie, dadurch wurde alles noch schrecklicher. Frau Sörensen aber war wie eine Mutter, vielleicht sogar besser als eine Mutter, sie meinte: „Es ist viel gescheiter, Sie erzählen es keinem Menschen.“

„Ich habe dir nie etwas von dem Kind gesagt“, stieß Helga jetzt hervor. „Von Frederik hatte ich das Kind.“ Brodersen schwieg. Er sah aus, als sei ihre Stimme ihm fremd. „Ich dachte, die Erinnerung werde rasch verblassen“, sagte er dann erschöpft, wie in einem Selbstgespräch, das sich mit abseitigen Gedanken mühte.

„Nein!“ rief Helga. „Ich dachte es auch, aber... sein Kind ist mein Kind, und es lebt.“
 Er starrte sie an, als rede sie irre. „Ein Kind ist da...“, wiederholte er leise.

„Ja, Knud, ein Kind, das ich dir verheimlichte, ich sagte es doch!“

„Ach, deshalb gingst du einen ganzen Winter lang nach Hadersleben! Das war der Krankheitsurlaub!“ Er schlug die flache Hand vor die Stirn. „Und ich glaubte, allenfalls sei ein bißchen Liebestummer zu heilen! Dafür beurlaubte ich dich!“

Er sprach erschüttert, verlegend. Das Eßzimmer hatte zum Flur hin Mattglasscheiben, von der Küche fiel ein Schatten dagegen. Das Mädchen Christine wollte die Tür öffnen, um das Essen weiter aufzutragen, und zog sich enttäuscht zurück.

„Frau Sörensen half mir“, sagte Helga still vor sich hin. „Sie hatte ihrer Schwester geschrieben, die in Hadersleben wohnte. Es war eine gute Seele. Sie nahm mich auf.“ Helga hob sich mühsam aus dem Stuhl, tat ein paar schleppende Schritte. „Daß ich es dir verschwiege, Knud...“ Ihr Blick tastete sich zu ihm hin. „Zuerst geschah es aus Feigheit, dann um dich zu schonen.“

„Sehr freundlich von dir“, unterbrach er sie erbittert. Er mußte sich an die Tür lehnen, sein breiter Rücken bedeckte die untere Hälfte der Mattglasscheibe ganz. Unbeirrt fuhr Helga fort: „Weil ich merkte, wie sehr du mich liebtest, Knud.“

Eine Sekunde lang lächelte er. Wie zart, wie offen er lächeln konnte! Helga hatte es nie so empfunden. Sie sagte: „Schließlich, und das waren die letzten Monate, schwieg ich, weil ich dich nicht verlieren wollte. Ich fürchtete, es wäre das Ende unserer Ehe, wenn du die Wahrheit erfährtest.“

„So“, sagte er heiser. „Es war ja leicht, es mir zu verbergen. Ich war ein vertrauensfertiger Narr, gern ließ ich mich täuschen, nicht wahr? Und jetzt denkst du, die Gründe, die du erfindest, werden mich ebenso leicht besänftigen?“

„Knud!“ Sie rang die Hände und sah auf die blutleer gepreßten Finger. „Du weißt nicht, wieviel schlaflose Nächte ich hatte! Wie ich mich damit plagte...“

„Ich sah nur, daß du dich plagtest“, entgegnete er. „Teilhaben durftest du ja nicht.“

Helga schwieg. Sollte sie weitersprechen? Das Kind war damals nur wenig vor der errechneten Zeit gekommen. Es war gesund. Ein Mädchen. Zu Frau Sörensens Vorgesetzter wurde es auf den Namen Frederikke getauft. Es blieb gegen ein erschwingliches Pflegegeld auf dem Land bei ihrer Schwester, deren Mann in einer Haderslebener Fischkonservenfabrik tätig war. Die Jahre wuchsen unaufhörlich über Freude und Gram, und noch immer hatte das Herz seine Zeiten, da es wild vor Qualen schlug.

Wenn Helga sich fragte, warum es geschah, dann mußte sie antworten: Es ist die Lüge. Nur das. Denn sie hatte Frederik Prang lange vergessen. Jedes Andenken an ihn hatte sie verbrannt. Aber die Lüge gegen Brodersen... Sie hatte sich beständig vorgenommen, ein Ende damit zu machen, doch je länger es dauerte, desto gefährlicher wurde es. Was danach geschehen

würde, konnte sie sich nicht vorstellen. Wenn Brodersen sie verlassen würde... lieber würde sie selbst weglaufen.

Und jetzt war er so ungerecht. Wie peitschenden Hohn hörte sie seine entstellte Stimme: „Sicherheit, Ruhe, Vertrauen ist Glück... Sagtest du nicht einmal so? Ich habe in manchen Sachen ein gutes Gedächtnis...“ Eine Ader an seiner Schläfe konnte sich stärker. „Sicherheit, Ruhe, Vertrauen ist nun dahin. Ich könnte dir verzeihen, wenn du mich mit Prang betrogen hättest, aber daß das Kind da ist, hättest du mir unbedingt sagen müssen.“

Sein Blick fiel von neuem auf den Brief, den er in der Hand zerknittert hatte. Er glättete ihn, schlug durch die Luft damit, las laut und höhnisch vor:

„Ich glaube, ich laufe immer den Frauen weg, die sich gerade in mich verliebt haben, ich ertrage keine Fessel. Für eine Weile erlöst es mich, wenn ich allein bin. Dann kann ich es nicht mehr ertragen und kehre zu der Frau zurück, von der ich mich getrennt habe. Zuletzt, wahrscheinlich zu spät, suche ich Dich wieder, die ich zuerst geliebt habe. In dieser Sekunde, da ich Dir schreibe, sehe ich deutlich, was mein Wesen so zwiespältig, mein Leben trotz mancher äußeren Erfolge so unbegreiflich leer macht und was mich immer wieder schuldig werden läßt, ohne daß ich es eigentlich weiß und will. Es klingt traurig, nicht wahr, wie eine Beurteilung meiner selbst? Ich bin ehrgeizig, aber nicht stark. Ich habe Blut in mir, aber sie ist kalt. Ich brenne niemals. Es ist viel Unrast in mir und kein Halt. Das ist mein Unglück...“

HAUPTGESTALTEN DES ROMANS:

- Willem Grotius
Kanalbaumeister in Brügge
- Marie
seine Frau in zweiter Ehe
- Dirk, mit Künstlernamen Dirk Groot
sein Sohn aus erster Ehe
- Knud Brodersen
Kaffeemakler in Kopenhagen
- Helga geb. Neergaard
seine Frau
- Frederik Prang
Rentner
- Jean Joradin
Geiger
- Fabrikant Blanda und Frau Agnes
- Lilli
ihre Tochter
- Heinz Neumuth
Ingenieur
- Harald Erslev
Konzertunternehmer
- Sven Olander
Börsenmann in Kopenhagen
- Maywald
Kriminalrat
- Fredenhäus
Kriminalkommissar

Brodersen hatte jedes Wort grimmig und spöttisch entstellt, jetzt ließ er den Ton plötzlich fallen und wiederholte böse und beinahe tödlich: „Ja, das ist dein Unglück. Das hättest du dir alles früher überlegen müssen, Mann... Und auch du, Helga. Warum hast du nun gerade heute dein Schweigen gebrochen?“

Sie vermochte zu lächeln und aufzuatmen. Sie sagte, ohne geradenwegs auf seine Frage zu erwidern, und sie brachte es über sich, sogar bei diesen traurigen Worten zu lächeln: „Frederik wußte ebensowenig von dem Kind wie du, ich hatte überwunden, was er mir angetan hatte.“ Dann verging das Lächeln, es schwand langsam dahin wie der Widerschein des Lichts an einem abendlichen Himmel, sie preßte die Lippen zusammen und sagte nur noch: „Es ist mein Kind. Was jetzt auch kommen mag, ich bin gesonnen, es auszustehen. Einmal müßtest du es erfahren, einmal müßte ich auch diese Last abschütteln.“

„Ja“, sagte er so gehässig, wie sie ihn nie gekannt hatte, „daß Prang das letzte Geld schickte, hat dir wohl den Anstoß dazu gegeben?“

„Und wenn es so wäre? Kommt es darauf an?“
 „Weil ich meinte: jetzt hat Prang alles bezahlt! Die Schulden, ja, die sind weg. Aber seine Schuld steht noch offen! Die wird ihm nicht erlassen, und wenn ich mit ihm zusammenstoße, gnade ihm Gott!“

Ihre Augen waren weit aufgerissen, als sie den seinen begegnete. Er atmete schwer, seine Züge waren verzerrt, er schnitt ihr die Erwidrerung ab: „Daß nur. Sage gar nichts mehr.“ Dann drehte er sich um und ging hinaus. Sie blieb stehen, wie sie eben gestanden hatte, vorgebeugt, die Hände noch ausgestreckt, um ihn

zurückzuhalten. Langsam sanken dann die Hände herunter. Sie stand horchend. Eine plötzliche Angst befiel sie. Wenn Knud... Nein, nur das nicht. Sie lief ins Schlafzimmer. Hatte er die Waffe schon in der Hand, kam sie zu spät...?

Als sie die Tür aufriß, drehte sich Knud Brodersen um. Sie hatte noch gesehen, daß er sich an dem bereits fertig gepackten Koffer zu schaffen machte. Er sagte: „Es trifft sich gut, daß wir jetzt ein paar Tage nicht miteinander verbringen müssen. Vielleicht bleibe ich länger aus.“

Als er gegangen war, stand sie unbeweglich, gedankenlos. Nachher kehrte sie ins Eßzimmer zurück, an dem Mädchen Christine vorbei, das schau über den Flur huschte und fragte, wie es mit dem Essen werden solle.

„Nehmen Sie alles fort“, erwiderte Helga. Ihr Blick glitt über die beiden Hundertkronennoten, die Brodersen ihr von Prangs Sendung hatte geben wollen. Er hatte sie auf den Tisch geworfen, als sie sich nicht gerührt hatte, um sie anzunehmen. Da lagen sie. Eine Sekunde dachte Helga: Die Pension für das Kind ist fällig, zweihundert Kronen für Prangs kleine Tochter Frederikke, warum das Geld nicht so verwenden?

Nein, dachte sie dann. Sie trug die Scheine in Brodersens Zimmer und verschloß sie im Schreibtisch.

II.

Es war genau neunzehn Uhr dreißig, als Kriminalrat Maywald sich mit dem Kommissar Fredenhäus auf den Weg machte. Ein telefonischer Anruf von unbekannter Seite hatte einen Mord im Erdgeschoß eines Hauses an der Reithstraße gemeldet.

Die beiden Beamten kannten sich durch viele Jahre gemeinsamer Arbeit in Berlin und hatten einer den anderen schätzen gelernt. Sie fuhrten in einem Wagen, an dem nichts, nicht einmal ein Kennzeichen in der Nummer, die Polizei verriet.

Die Straße im alten Tiergartenviertel lag um diese Abendstunde sehr still da. Der Streifen Himmel, der dämmernd hereinsah, war herblich hoch und mild. Vor dem Nachbarhaus parkte ein Privatwagen, gegenüber dekorierte ein Zigarrenhändler seine Schaufenster neu. Er sah nicht auf, als der dunkle Wagen vorfuhr, zwei Männer ausstiegen und eilig in das Haus gingen. Niemand in der ganzen Gegend schien bisher von dem Mord zu wissen.

Die Flurtür der Wohnung im Erdgeschoß war geschlossen, das Schild daneben verzeichnete den Namen Prang. Ohne irgend jemanden zu bemühen, öffnete Fredenhäus rasch mit einem Universalschnepfer.

In der Halle brannte Licht. Die Tür zum Wohnzimmer war halb offen. Vor dem Diwan, auf einem dunkelrotblauen Teppich, lag ein toter Mann.

Die beiden Beamten blieben stehen. Der Tote lag mit entspannten Zügen und geschlossenen Augen. Sein Gesicht hatte etwas Friedliches, als sei ihm endlich die langersehnte Wohlthat des Schlafs zuteil geworden.

Fredenhäus kniete sich hin und sah den Toten eine Weile an. Dann richtete er sich wieder auf. Kriminalrat Maywald blickte ihm fragend ins Gesicht.

„Eine ganz ungeschickte Tat offenbar“, sagte Fredenhäus kopfschüttelnd. „Blonde Haare auf dem Jackettärmel und am Aufschlag, Kratzwunden an den Händen. Schläfenschuß aus zwei, drei Meter Entfernung. Die Waffe ist nicht da, wurde also später wieder mitgenommen.“

Maywald blickte sich um. „Es sieht hier ordentlich und gut ausgeräumt aus. Finden Sie nicht?“

„Allerdings!“ Fredenhäus ging zur Tür. „Sehen Sie einmal an; hier hat jemand den Türgriff abgewischt, ganz sauber und blank poliert. Der Täter muß sehr schnell zu sich gekommen sein. Als er sah, was er angerichtet hatte, versuchte er seine Spuren zu verwischen.“

„Aber die Haare auf der Jacke hat er vergessen! Es sind Haare einer blonden Frau. Und die Kratzwunden sind frisch. Diese hier quer über der Hand ist noch nicht einmal geschlossen. Männer pflegen auch bei ernstlichen Auseinandersetzungen nicht mit Fingernägeln zu kämpfen.“

„Trotzdem kann die Frau vorher hier gewesen sein“, entgegnete Fredenhäus. „Vielleicht geriet sie mit dem Mann in Streit, wehrte sich und entfloh. Aus ganz anderen Gründen kam eine Viertelstunde später der Mörder in das Haus und beging die Tat.“

Fredenhäus kniete zum zweitenmal nieder. Der Kriminalrat beobachtete ihn mit Bewunderung, als er die Finger des Toten zu bewegen begann. Die Totenstarre war noch nicht eingetreten, aber die Finger der linken Hand ließen sich nur schwer öffnen. Der Tote schien seine Faust zuhalten zu wollen. Anders war es bei den Fingern der rechten Hand, sie ließen sich leicht in den Gelenken bewegen und gaben die Handfläche frei. Sie war leer, aber Fredenhäus hatte auch nichts anderes erwartet.

„Jemand ist uns zuvorgekommen“, sagte er. „Der Mord hat einen ganz bestimmten Zweck gehabt, der Mann hielt etwas in der rechten Hand und wollte es nicht herausgeben. Man mußte ihn töten, um es zu erreichen. Dem Toten wurde die rechte Hand abgebogen. Die Sehnen sind überdehnt, auch die Leichenstarre wird sie nachher nicht mehr steif werden lassen.“

Er klopfte seine Knie ab und stand auf. Eine Weile überlegte die Beamten.

Der Mord war um neunzehn Uhr zwanzig gemeldet worden. Eine männliche Stimme hatte am Telefon ge-

sprochen. Nach den bisherigen Feststellungen hatte der Anrufer einen Fernsprechautomaten am Potsdamer Platz benutzt, also ziemlich entfernt. Ob man ihn je ermitteln würde, war ungewiß. Mindestens ebenso wichtig war im Augenblick die Frage nach der Persönlichkeit des Toten. „Alt war er noch nicht“, sagte Fredenhaus. „Im besten Mannesalter, zwischen dreißig und vierzig, schätze ich. Als er lebte, muß sein Gesicht von einer bestechenden Liebenswürdigkeit gewesen sein.“

Kriminalrat Maywald ging durch die wenigen Zimmer und besah sich auch den Hausflur. Offenbar war es eine Umbauwohnung, die von einer Etage abgetrennt worden war; sie bestand aus Schlafzimmer, Herrenzimmer, Liliputküche und Baderaum.

Während Maywald den Treppenaufgang betrachtete, lehrte die Vermieterin, eine alleinstehende Frau, Medizinalratswitwe, mit klugen, lebhaft beobachtenden Augen, von Einkäufen zurück.

Als sie den ersten Schreck überwunden hatte, begann sie zu erzählen, was sie wußte. Viel war es nicht. Der Ermordete, Herr Frederik Prang, sei erst vor sechs Wochen in Berlin eingetroffen und habe gleich diese Wohnung möbliert gemietet. Um seine Tätigkeit habe sie sich nicht gekümmert, er sei Schweizerischer Nationalität gewesen, die Berufsspalte im Anmeldeformular habe er mit „Rentner“ ausgefüllt. Sie selbst habe ihn nur selten gesehen, allerdings seien ihr dabei seine sonderbare Ruhelosigkeit und seine Sehnsucht nach Einsamkeit aufgefallen, die sich schlecht damit vereinbaren ließen, daß er sich gerade Berlin zum Aufenthalt gewählt habe. Vielleicht wisse die Aufwartefrau mehr zu sagen, mit ihr habe sich Herr Prang öfter unterhalten. Es sei eine zuverlässige Frau, die sie ihm selbst empfohlen habe, eine Frau Heinemann, deren Adresse sie in ihrem Schreibfach aufbewahre. „Danke“, sagte Maywald. „Wer wohnt noch im Haus?“

„Das obere Stockwerk wird gegenwärtig repariert, am ersten Oktober ziehen neue Mieter ein. Die Bewohner des ersten Stocks sind vertrieben, und der Hauswart wollte heute nachmittag wegen der Renovierungsarbeiten einen Handwerker aussuchen. Ich bin kurz vor sechs Uhr weggegangen, Herr Prang war also etwa anderthalb Stunden allein im Haus.“

„Herr Kriminalrat“, sagte Fredenhaus zögernd, „sänden Sie es korrekt, wenn wir uns den Schreibtisch anschauen, bevor die Mordkommission eintrifft?“

Maywald fand es nicht inkorrekt, er legte selbst mit Hand an. Dem Unierschlüssel widerstand das Serienschloß keine zwei Minuten. Fredenhaus zog die Schublade auf. Sie setzten sich zu zweit vor den Tisch und sahen durch, was sie entdeckten. Es war auffallend wenig, fast hatte es den Anschein, als habe der Ermordete kurz vorher ausgeräumt. Zwischen leeren Briefbögen lag der Schweizer Paß. Die Angaben der Vermieterin schienen zu stimmen, das Bild war allerdings sehr verworren, eine schlechte Fotografie. Herr Prang war aber nicht in der Schweiz, sondern in Luxemburg geboren; dreiunddreißig Jahre zählte er. Nach dem Vornamen Frederik zu urteilen, schied die Vermutung, seine Eltern könnten Auslandschweizer gewesen sein, aus. Frederik klang dänisch; die Familie mußte zuerst nach Luxemburg ausgewandert sein und später das Schweizer Bürgerrecht erworben haben.

Der Paß war ziemlich neu, nicht ganz zwei Jahre alt, von der Behörde des Kantons Waadt ausgestellt; als Wohnort war Lausanne eingetragen. Das einzig Bemerkenswerte schien die große Zahl von Grenzübertritten innerhalb eines verhältnismäßig kurzen Zeitraums; die Blätter des Passes waren mit italienischen, deutschen, französischen, belgischen, ungarischen Stempeln bedeckt.

Die beiden Beamten sahen sich an und suchten weiter. Ein paar belanglose Rechnungen, Prospekte von Reisebüros, ausgeschnittene Zeitungsartikel, die darauf deuteten, daß Frederik Prang sich für ärztliche Ansichten über nervöse Magenleiden interessiert hatte. Endlich, in eine Ritze geklemmt, ein Briefbogen, die Handschrift einer Frau vermutlich. Frederik solle die nutzlose Flucht aufgeben... Und noch einmal: „Die Wirtnis Deiner Fluchtgedanken...“ Das war alles. Die Beamten verständigten sich durch einen kurzen Blick.

Maywald nahm das Brieffragment an sich. Die beiden Beamten entschlossen sich, wie meistens, wortlos zu einer Arbeitsteilung. Fredenhaus blieb am Latort, durchsuchte das Zimmer und erwartete die Mordkommission, Maywald telefonierte in der Halle mit dem Meldeamt.

Als er fertig war, trafen gerade die Beamten der Mordkommission ein. Türklinke, Fenstergriffe, Stuhllehnen wurden auf Fingerabdrücke untersucht. Der Polizeiarzt bestätigte, daß der Mord vor kaum einer Stunde geschehen sein müsse, und daß jemand die Faust des Toten aufgebrochen habe. Dann wurden die fotografischen Aufnahmen gemacht, und als das erledigt war, wurde der Tote auf einer Bahre hinausgetragen.

Das Zimmer leerte sich, zuletzt ging Kriminalrat Maywald. Er meinte, Fredenhaus sei schon in der Halle, aber dort fand er ihn nicht. So wandte er sich noch einmal um. Da sah er seinen Kommissar regungslos auf einem Stuhl im Mordzimmer sitzen und die Wand anstarren. Einen Augenblick überlegte Maywald, ob er ihn anrufen und in seinem Nachdenken stören sollte. Aber dann ließ er es und entfernte sich auf Zehenspitzen.

Fredenhaus folgte erst nach geraumer Zeit. Die Mordkommission war weg, Kriminalrat Maywald hatte den Wagen genommen und war verschwunden, um im Polizeipräsidium die Antworten des Meldeamts zu über-

prüfen. So ging Fredenhaus zu Fuß. Er schritt mit vorgebeugtem Kopf und in Gedanken versunken, bis ihn das blaue Schild mit dem großen U daran erinnerte, daß er die Untergrundbahn nehmen mußte.

Unaufhörlich summt durch alle seine Vorstellungen ein Name, dem er schon früher einmal begegnet sein mußte, er erinnerte sich nur nicht, wo und wie. Als er vorhin einen kurzen Augenblick, mehr veronnen spielend, das Telefonbuch des Ermordeten durchblättert hatte, hatte er auf einer Seite diesen Namen in Bleistiftschrift gefunden, vielfach untereinander, oben, unten, neben, auf den freien Rändern, ein paarmal aber auch quer in den Text hineingeschrieben, in einer hastigen, gequälten Art, so, als lasse der Name den Schreiber nicht los, als verfolge er ihn wie ein böses Gewissen.

Dirk Groot hieß dieser Name. Fredenhaus hatte das Blatt aus dem Telefonbuch herausgerissen und zu sich gesteckt.

Dirk Groot. Dirk Groot. Dirk Groot.

Zum Verzweifeln, dieses Gesumme im Ohr, das so sonderbar bekannt und doch sehr fern und dumpf klang. Aber zunächst war zu ermitteln, ob es die Hand des Toten war, die den Namen so verdächtig oft ins Telefonbuch getriggert hatte.

III.

Die Aussage des Tabakverkäufers in dem Laden gegenüber der Wohnung des ermordeten Rentners Frederik Prang schien die Polizei gleich am Morgen nach dem Mord auf eine Spur zu bringen.

„Gegen sieben Uhr“, sagte er, „fiel mir ein junger Mann auf, der vor dem Haus drüben auf und ab ging. Ich schaute ab und zu hin, weil in seinem Wesen etwas Verstecktes war. Er ging geduckt, aber er kam mir trotzdem noch ungewöhnlich groß vor. Er blieb hinter einem Baum stehen, trat in den Schatten und beobachtete das Haus. Manchmal schien ihn Unruhe zu packen, er schlich sich auf einen anderen Beobachtungsstand und ließ die Tür des Hauses nicht aus den Augen. Zwei- oder dreimal sah ich ihn nicht mehr.“

Kriminalrat Maywald beugte sich vor. „War er vielleicht in das Haus hineingegangen?“ fragte er gespannt.

„Das habe ich mich selber schon gefragt“, antwortete der Zeuge, „aber ich weiß es nicht. Es ist zwar anzunehmen, aber mit Bestimmtheit kann ich es nicht sagen, ich möchte mich genau an meine Wahrnehmungen halten.“

„Das müssen Sie, auch wenn Sie uns enttäuschen müssen“, lächelte Maywald. „Lassen wir diese Frage also offen. Wie lange blieb der junge Mann Ihren Blicken entschwunden? Ich meine, reichte diese Zeit, daß er das Haus hätte betreten können?“

„Unbedingt. Es verging eine ganze Weile, bis ich ihn wiederauftauchen sah. Ich könnte es nicht in Minuten angeben, aber, um es einmal auszusprechen, ins Haus zu laufen und einen Schuß abzugeben, soviel Zeit blieb dem Mann ganz sicher.“

„Wie sah der Mann aus?“ fragte Kommissar Fredenhaus. „Was fiel Ihnen an ihm auf?“

„Zunächst sein Wesen“, antwortete der Mann. „Ich sagte es schon. Er trug einen hellgrauen Regenmantel, vielleicht war es auch ein Staubmantel, es schien ein leichter Stoff zu sein, denn er wehte hin und her. Sein Hut war gleichfalls grau, ein grauer Filz. Und eine kleine bunte Feder daran. Die Farbe seiner Schuhe konnte ich nicht erkennen. Sein Gesicht vermochte ich auch nicht bestimmt zu beschreiben. Er war jung, ich schätze fünfundsiebzig bis dreißig Jahre, mager, glattrasiert und wie in heftiger Erregung gerötet. Bei einer Gegenüberstellung würde ich den Mann wiedererkennen. Einmal zündete er sich eine Zigarette an!“

„Wie lange haben Sie den Mann beobachtet?“

„Bis gegen viertel acht, also sieben Uhr fünfzehn. Dann holte mich meine Tochter ab, ich schloß den Laden und ging.“

„Da stand der Mann noch immer wartend auf der Straße?“

„Nein, da war er nach links auf den Taxenstand zugegangen. Ob er sich fahren ließ, weiß ich nicht, meine Tochter erzählte mir etwas von zu Hause, das lenkte mich ab.“

„Danke. Zunächst genügt uns das.“

Kurze Zeit darauf traten die beiden Beamten an den Taxenstand, hielten den ersten Wagen an und ließen sich von dem Schöfför sagen, wer gestern abend Dienst gehabt hatte. Der Mann in der Lederweste kniff ein Auge zu.

„Polizei?“ meinte er fragend.

Maywald beruhigte ihn: „Nur eine Auskunft. Wissen Sie, wer gestern abend gegen sieben Uhr von hier einen Mann in grauem Regenmantel gefahren hat?“

„Das war ich“, sagte der Fahrer in der Lederjacke. „Es war aber kurz nach sechs, nicht gegen sieben. Der Mann kam aus dem Haus in der Reithstraße, in dem der Mord geschehen ist. Er fuhr zum Anhalter Bahnhof, ging aber nicht in den Bahnhof, sondern ins Hotel Erbach.“

„Wie sah der Mann aus?“

„Ein Dicker, ziemlich gedrungen, schnaufend, mit schwitzendem Gesicht, das immerzu wütend ausah, aber es war wohl der Schweiß, der ihm lästlich war. Wir hatten ja 'nen ganz schönen Herbstabend gestern, heute früh ist es mal wieder neblig — aber so warm zum Schwitzen war's mir doch nicht gerade, allerdings so'n Dicker —“

„Ich muß Sie unterbrechen“, sagte Kriminalrat May-

wald. Er war nicht weniger verblüfft als der Kommissar Fredenhaus. Die Zeitangabe stimmte nicht, und die Gestalt des Gesuchten war ebenfalls anders als in der Beschreibung des Tabakhändlers.

„Haben Sie gestern abend sonst noch jemanden von hier weggefahren?“ fragte Maywald. „Später, nachdem Sie von der Fahrt mit dem kleinen, dicken Herrn zurück waren, meine ich?“

„Nein, da war es hier wie tot. Bis elf Uhr. Und dann habe ich Schluß gemacht.“

„Und ein Kollege? Sie haben hier immer denselben Stand?“

„Immer denselben.“ Er rief die beiden Schöfföre der nächsten wartenden Wagen, sie kamen mit den Köpfen hinter den Scheiben hervor. „Hat einer von euch gestern um sieben herum einen Mann in einem grauen Mantel gefahren?“ fragte er.

Nein. Sie schüttelten die Köpfe.

„Der Dike war wirklich aus dem Haus da gekommen?“ fragte Maywald noch einmal den ersten Schöfför und deutete, um sich zu vergewissern, auf das Haus, in dem Prang gelebt hatte, „dort aus dem gelblichen Haus?“

„Gewiß“, antwortete der Schöfför. „Er sprach nicht richtig deutsch. Es muß ein Däne gewesen sein.“

„Woher vermuten Sie das?“

„Er hatte einen Koffer bei sich. An dem Koffer hing ein Schild mit seinem Namen und seiner Wohnung. Es stand da Köbenhavn; aber ich weiß, daß das Kopenhagen ist, ich habe mal eine billige Wochenendfahrt von Berlin dahinauf gemacht.“

„Sehr gut. Wissen Sie nicht, wie der Mann hieß?“

„Nein, den Namen habe ich leider nicht gelesen.“

„Schade“, sagte Maywald zu Fredenhaus, als sie zurückgingen. „Der Dike sowohl wie der junge Mann sind verdächtig. Sie müssen sich im Hotel Erbach mal gleich nach dem Dicken erkundigen, da der Schöfför ihn mit dem Kopenhagener Koffer hat hineingehen sehen. Der junge Mann ist offenbar nicht mit einer Taze weggefahren, sondern unter den Fußgängern geblieben. Aber da es auffallend groß war... Wir werden die Dessenlichkeit befragen, ob sich jemand an einen sehr großen, mageren, glattrasierten, rotgesichtigen Passanten erinnert.“

Fredenhaus schwieg; er dachte an das Blatt, das er aus dem Telefonbuch des Ermordeten gerissen hatte, auf dem in nervösen, wechselnde Stimmungen zeigenden Schriftzügen der Name Dirk Groot geschrieben war. Man konnte Aerger, Zorn, Entrüstung, grimmige Entschlossenheit, heimliche Angst und Wut des Schreibers deutlich unterscheiden. Fredenhaus hatte dem Kriminalrat noch nichts davon gesagt. Er hatte das Blatt, zusammen mit der Unterschrift im Paß des getöteten Frederik Prang, einem Schreibsachverständigen unterbreitet, dessen Gutachten er abwarten wollte, um nicht Gefahr zu laufen, von Maywald ausgelacht zu werden. Das Telefonbuch war nämlich vorher schon von anderen Mietern der Medizinalratswitwe benutzt worden.

Dennoch gingen seine Gedanken so sehr an diesem Blatt Papier, das sie fast magisch anzog, daß er sich nicht enthalten konnte, den Kriminalrat möglichst unverfänglich zu fragen, ob er sich in irgendeinem Zusammenhang auf den Namen Dirk Groot besinnen könne.

Maywald stutzte, wie immer, wenn er von Fredenhaus eine anscheinend bedeutungslose Frage vernahm, die er für irreführend hielt. „Dirk Groot? Nein“, erwiderte er. „Was wollen Sie damit?“

„Es muß einen nicht alltäglichen Fall geben, bei dem der Name vorkommt“, sagte Fredenhaus. „Er geht mir dauernd durch den Kopf.“

„Na“, entgegnete Maywald, mit einem schnell prüfenden Seitenblick, „lassen Sie sich jetzt nicht von der Hauptfrage abbringen. Berichten Sie mir über den dicken Dänen im Hotel Erbach. Später werden wir diese Frau Heinemann hören, die dem Toten die Wirtschaft geführt hat.“

Er war kaum in seinem Amtszimmer am Alexanderplatz angelangt, als Fredenhaus ihn auch schon anrief. „Der Dike aus Kopenhagen hieß Sven Dlander, Kaufmann von Beruf. Er übernachtete nur das eine Mal im Hotel Erbach. Er gab an, direkt aus Kopenhagen gekommen zu sein. Am Morgen zog er ab, um, wie er sagte, sich eine Pension im Westen zu suchen.“

„Merkwürdig!“ meinte Maywald. „Er kommt aus Kopenhagen, erschießt Herrn Prang im Berliner Westen, läßt sich zum Anhalter Bahnhof fahren und übernachtet in einem in der Nähe gelegenen Hotel, um dann wieder eine Pension im Westen zu suchen. Ein Mann, der nichts auf dem Gewissen hat, tut nicht so Verrücktes.“

„Ein Mörder doch wohl auch nicht“, gab Fredenhaus zu bedenken.

„Das kommt darauf an. Fredenhaus, ich warne Sie, etwas für unwahrscheinlich zu halten, weil es noch nicht dagewesen ist. Es gibt seltsame Menschen und seltsame Beweggründe.“

„Natürlich“, erwiderte Fredenhaus. „Wenn Sie nichts einzuwenden haben, Herr Kriminalrat, gehe ich noch einmal zum Latort, während Sie die Frau Heinemann verhören.“

Maywald lächelte: „Was haben Sie bloß wieder im Kopf? Gut, gehen Sie.“

Fredenhaus antwortete nicht. Während Maywald den Hörer noch in der Hand hatte, meinte er in der Stille, die ihm daraus entgegenschlug, einen großen, ahnungsvollen Ernst zu spüren.

(1. Fortsetzung folgt.)

DIE HELDEN

vom Halfaya-Pass

Kampf und Sieg in der afrikanischen Wüste

Von Kriegsberichterstatter Hanns Gert Freiherrn von Eisebeck

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

Feldwebel Barlesius steht mit drei Panzerspähwagen auf Nacht gegen die Engländer an der libysch-ägyptischen Grenze. Kurz nach Mitternacht ertönt starkes Motorengeräusch aus Ost und Südost. Als es hell wird, wälzen sich schwere feindliche Panzer vom neuen Muster Mark II auf die Stellung des Feldwebels zu. Es gelingt den deutschen Panzerjägern, drei von ihnen zu erledigen. Dann löst sich Barlesius vom Feinde: ohne Treffer kommen die Spähwagen durch und erreichen ihre Einheit. Inzwischen ist General Rommel, der Befehlshaber des Deutschen Afrika-Korps, benachrichtigt worden. Er trifft sofort alle Vorbereitungen, um General Wavells Traum, die deutsch-italienische Front zu durchbrechen und wieder bis Tripolitaniens vorzudringen, zu verwirklichen zu machen. Jeder von den deutschen Soldaten weiß, daß Rommels Wille sie von Sieg zu Sieg geführt hat.

Spat in der Nacht ist General Rommel vom italienischen Hauptquartier in sein Zelt zurückgekehrt. Jetzt nimmt er die ersten Meldungen entgegen. Es liegt auf den ersten Blick, bedenklich aus. Kein Zweifel, daß der Gegner mit weit überlegenen Kräften angreift.

Nun, wir waren zahlenmäßig immer unterlegen. Und die verbündeten Einheiten sind bereits im Aufbruch. Zur gleichen Stunde, in der Wavells Divisionen vorstoßen, ziehen die deutschen Kampfgruppen von Tobruk quer durch die Wüste. Was Wavell kann, kann Rommel schon lange. Eigentlich sollten die Truppen heute beginnen, Straßen zu bauen. Der General muß lächeln. Nun hat der Tommy sie von der unangenehmen Aufgabe erlöst.

Ein hastiges Kommen und Gehen ist um das Zelt des Generals. Die Befehle sind gegeben. Ganz klar, ganz kurz hat er sie formuliert:

„Halfaya wird gehalten. Der Feind wird geschlagen.“

Er will uns umfassen? Gut! Dann holen wir um so weiter aus. Das macht gar nichts. Wir werden ihn in die Zange nehmen, nicht er uns. Endlich stellt sich der Bursche. Je größer die Zahl der Feinde, um so lohnender der Schlag.

Jetzt trinkt der General seinen Kaffee. Es schmeckt ihm leicht. Das Salzwasser ist nicht angenehm. Wie wird er sich daran gewöhnen. Er ist heute ungeduldig. Dieses Mal ist seine Anwesenheit im Korpsgefechtsstand unerlässlich.

Der Mammot bleibt unter dem Tarnnetz. Auch der Fahrer des gepanzerten Transportwagens wartet vergeblich auf einen Befehl. Zum erstenmal kann der General nicht nach vorn, sehen, eingreifen, den Gegner selbst abtasten, draußen, inmitten seiner Männer die Entscheidung fällen.

Mit Hemd und kurzer Hose bekleidet tritt General Rommel aus dem Zelt. Er greift zum Spaten. Hier, am Fuß der Düne, hat er vor ein paar Tagen einen zerbrochenen Tontrug entdeckt. Die Form verrät römischen Ursprung. Seither gräbt er manchmal und hat auch allerlei gefunden, Schalen und seltsam geformte Gefäße.

Eine halbe Stunde graben kann nichts schaden, denkt der General. Das lenkt ab und gibt gute Gedanken.

Einmal um die Erde im Wüstensand

Der Tred Enver Bey erhielt seinen Namen von dem jungtürkischen Führer, der im tripolitanienschen Kriege des Jahres 1912 gegen den neuen Herrn des Landes, Italien, das türkische Heer führte. Er hat, von Sollum kommend, zum erstenmal den Weg genommen, der nach El-Adem führt, damals eine arabische Siedlung, heute ein Steinhausen. Der Führer der Jungtürken endete unter den Händen der Tscheka. In Nordafrika blieb als einzige Erinnerung an ihn die Piste, die seinen Namen empfing.

Sicherlich hat der Tred Enver Bey in diesen letzten dreißig Jahren keine ungeduldigeren Reisenden gesehen als unsere Kolonnen, die im dicken Wirbel des Pisten-

staubes dahinziehen. Niemand ist da, der nicht darauf brennt, dem da drüben das Fell zu gerben. Niemand ist da, der nicht vom Vertrauen auf seine Waffe und seine Kraft beseelt gewesen wäre. Das deutsche Afrika-korps, gewohnt zu siegen, noch erfüllt vom Elan eines Vormarsches, der ohne Gegenstück blieb, ist entschlossen, neuen Ruhm an seine Fahnen zu heften.

In der Tat — die alten Tage des Vormarsches scheinen wiedergekehrt. Wieder liegt über der Wüste flirrend die Sonne. Schwaden fetten Staubes wehen neben den Kolonnen. Dick verumumt hocken die Fahrer hinter ihrem Steuer. Klatschend schlägt der rote Dreieck gegen die Scheiben, wenn die Wagen in die Löcher rumpfen.

Noch es nützt alles nichts. Es gibt kein Ausweichen, wir müssen hindurch. Panzer mahlen dahin im Dunst aufgewühlten Mehles. Kradschützen tauchen gespenstisch aus dem wirbelnden Dreck. Die schweren 15-Zentimeter, von Raupenschleppern gezogen, stöhnen und ächzen. Hinterdreien folgen die Kolonnen mit Munition, mit Sprit, mit Wasser und Verpflegung, der ganze lange Tross mit den alten bewährten Männern, die zum Teil einmal um die Erde gefahren sind, das heißt über 40 000 Kilometer in Afrika. Das ist eine Leistung, die nur verstehen kann, wer einmal auf den rüttelnden, schüttelnden, staubschludenden guten alten Lastkraftwagen hockte.

„In der Schule“, sagt der Obergefreite Start — und es ist nicht allzulange her, daß er sie verließ —, „bekamen wir bei 25 Grad Hitzeferien.“

Der neben ihm brummelt und denkt an die 35 Grad, die sie gestern im Zelt hatten und doch als kühl empfanden.

Ja, der Himmel meint es wieder gut seit einiger Zeit, nachdem er Wochen hindurch gnädig kühlen Wind unter weißen Wolken wehen ließ. Sehr weit ist die Strecke bis in die Gegend von Capuzzo und Sidi Omar gewiß nicht. Für europäische Begriffe ist es ein Ragen-sprung, so eine Art Sonntagsnachmittagstour. Aber hier, in der Wüste! Auf 20 Kilometer kann man auf-drehen, dann und wann einmal, so wenn bei El-Adem, dem Flugplatz aus italienischer Zeit, der Tred Enver Bey festen Untergrund sehen läßt. Im ganzen geht die

Marschgeschwindigkeit nicht über zehn Kilometer in der Stunde hinaus. Das ist das höchste der Gefühle.

So rollen die Kolonnen Stunde um Stunde dahin. Aus Morgen wird Mittag. Aus Mittag wird Abend. Die Vorausabteilungen und die Panzer, die als erste aufbrachen und an der Spitze marschieren, sind am Abend weit vorgedrungen. Der Tred Enver Bey mündet direkt in Capuzzo. Etwa 30 Kilometer vor dem Wegeziel biegen sie nach Süden in Richtung Sidi Omar ein.

Als es dunkel wird, kommt endlich der Befehl zur Rast. Man streckt die Glieder, vertritt sich die Beine, wischt die dicke Schicht klebrigen Pistenstaubes von Gesicht und Uniform. Die meisten bleiben am Steuer hängen und schlafen totmüde sofort ein. Wenige Untermänner rollen ihre Decken in ein Erdloch oder schlagen schnell das Einmannzelt auf.

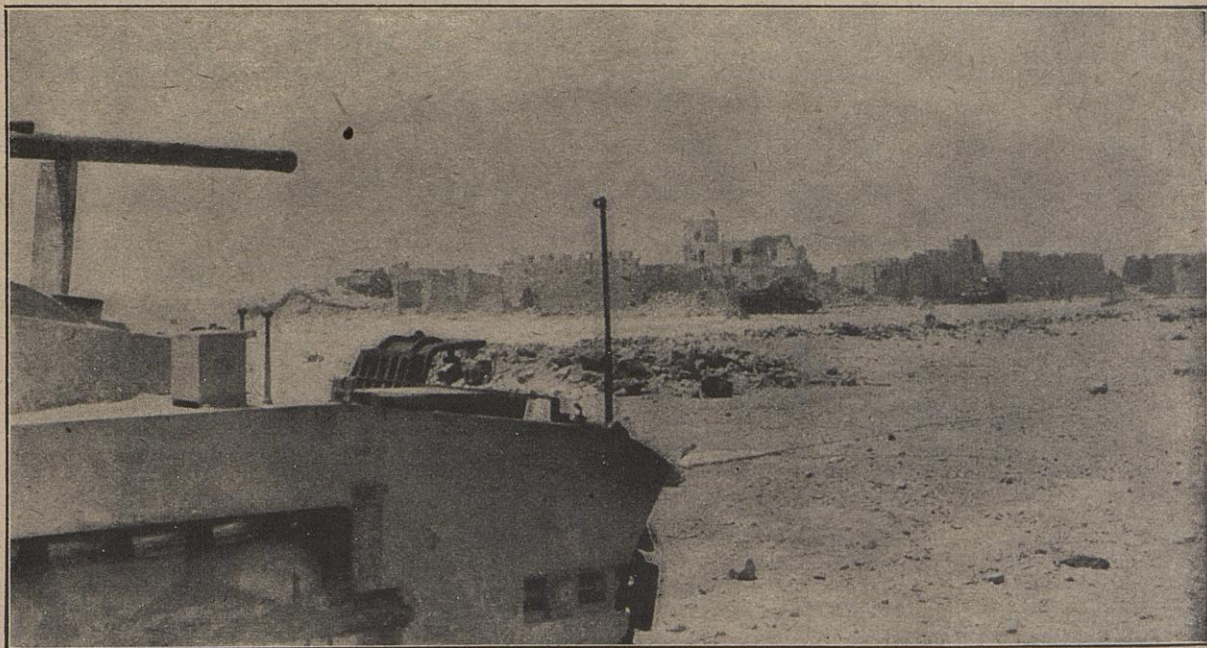
An der Feldküche steht schon die Schlange. Blechgeschirre klappern. Es gibt Nudeln in Milch. Das tut gut nach diesem Tage. Der Körper ist völlig ausge-dörrt. Die Suppe ist heiß und süß.

Hier auf dem Rastplatz und auf dem Tred Enver Bey weiß man noch nicht, was sich inzwischen in dramatischer Schnelle abgespielt hat. An diesem Sonntag — er trägt das Datum des 15. Juni — ist Capuzzo nach kurzem, heftigem Gefecht gegen Mittag in die Hand des Feindes gefallen. Der Stützpunkt 206, südlich Capuzzo in der Wüste gelegen, ist überannt worden. Als die Batterie sich verschossen hat, gibt es für Mark II ein leichtes Spiel.

Wieder dröhnt nun die Luft an der libysch-ägyptischen Grenze vom Bersten der Granaten, vom Brüllen der Abschüsse, vom dumpfen Knall der Pakgeschosse, vom Rattern der Maschinengewehre. Pulverdampf und Mörtelstaub ziehen in breiten Schwaden über die Soldatengräber in Capuzzo-Amseat, dem trostlosen Haufen glühender Steine, aus denen Holzkreuze emportragen.

Freund oder Feind?

Barlesius, der sich im Augenblick der Einschließung von Stützpunkt 206 noch durchzuschlagen vermochte, hat am Morgen des 15. Juni seine Abteilung erreicht. Ohne Verluste sind sämtliche Spähtrupps zurückgekehrt. Jetzt



Breit hingezogen stehen die Ruinen von Capuzzo aus der flachen Wüste hoch in die Luft. Die deutschen Panzer rollen heran, es gilt, die Engländer aus den Ruinen zu werfen. Heftig legen sich die feindlichen Mark II zur Wehr, viele werden von den deutschen Flakgeschüssen in Brand geschossen (links im Vordergrund liegt einer dieser ausgebrannten feindlichen Panzer.)

empfängt der Kommandeur den Befehl, die zwischen 206 und Sidi Omar, dem östlichsten Punkt, stehenden Feindkräfte zu binden und zu beunruhigen.

„Zeit gewinnen“, hat General Rommel am Telefon gesagt.

Es wird die Aufgabe aller im Raum um Sollum liegenden Truppen sein, den Gegner aufzuhalten, bis die auf dem Tred Enver Bey heranrückende Masse unserer Truppen da ist und den Feind umfassen kann.

Noch ist es früh am Tage. Noch ist Capuzzo in der Hand italienischer Truppen. Noch ist nicht bekannt, in welcher Stärke der Gegner von Südosten her anrückt.

Unerträglich brennt aber schon die Sonne. Die Luft ist eine brodelnde, flimmernde graue Masse. Raum ein paar hundert Meter weit kann man sehen. So marschieren die Abteilung ab, verhält immer wieder, um zu beobachten. Einmal werden rechts Fahrzeuge gemeldet. Einmal tauchen links die Staubwolken irgendwelcher Kolonnen auf. Niemand weiß, wer da herumfährt, Freund oder Feind.

Auch die Spährtruppe, die der Kommandeur auswendet und die nach dem Kompaß fahren müssen, um überhaupt zurückzufinden, können nichts Sicheres melden. Eines steht allein fest: 206 ist verloren. Barlesius, Zeuge des Vorspiels, hat es gemeldet. Daß 206 auf keinen Funkspruch mehr reagiert, bringt die letzte Gewißheit.

Gegen Mittag stößt die Abteilung bei der Höhe 208 auf feindliche Panzer. Sie haben Marschrichtung Nordosten. Vierzehn Mark II werden gezählt, denen man zunächst ausweichen kann. Aber plötzlich kommt es doch zum Zusammenstoß, und es entwickelt sich ein Gefecht, das einer gewissen Komik nicht entbehrt.

Die Abteilung besitzt keine schweren Waffen, um den dicken Mark II auf den Leib zu rücken. Andererseits denken weder Kommandeur noch Mann daran, auszureißen. So wirbelt man ordentlich Staub auf, daß der Gegner meint, da komme wer weiß was heran. Man schießt sich dann herum, und als in der Ferne unversehens eine graue Wolke aufsteht und sich nähert, löst sich der Feind und weicht in weitem Bogen jedem weiteren Kampf aus. In der Tat sind es deutsche Panzer, die da anrollen.

Die Lage bleibt unklar. Sie ist es auch am Abend noch, als die Abteilung zurückgeht, um sich zur Verteidigung einzurichten und im rückwärtigen Gebiet den Schutz des Trostes zu übernehmen. Dabei führt der Weg dicht an Capuzzo vorbei. So kann der Feldwebel Barlesius durch das Glas beobachten, wie deutsche Panzer sich im Vorfeld herumschlagen.

Also wie im vorigen Monat, denkt Barlesius. Das ist das dritte Mal, daß wir den Engländer aus Capuzzo hauen müssen ...

Vorstoß gegen Capuzzo

Wahrhaftig, um Capuzzo ist ein erbitterter Kampf entbrannt. Gegen Mittag sind die ersten englischen Panzer in die Ruinen des Forts eingedrungen. Die italienische Besatzung, abgeschnitten und den Kanonen der Stahlkolosse ausgeliefert, versucht ohne Erfolg durchzubringen. Sie wird gefangen oder aufgerieben. Auch ein paar deutsche Panzerjäger, deren Geschosse an den Dickwänden abprallen wie Bälle auf dem Tennisplatz, müssen die Waffen strecken und sich in ein unvermeidliches Schicksal fügen.

Was sich hier abspielt und in den nächsten Stunden noch ereignen wird, ist durchaus kennzeichnend für den afrikanischen Krieg, dessen Spielregeln wir alle erst lernen mußten.

In den unendlichen Räumen, in denen um die Entscheidung gerungen wird, stoßen die Gegner nur zu oft aneinander vorbei. Die Luft, tagaus, tagein von der Sonne zu waberndem Brei verflocht, erlaubt keine Beobachtung. Oft sieht der Tommy nicht anders aus als wir. Er trägt das Khatihemd, die Ärmel aufgetrempelt. Er trägt die kurze Hose, hat nackte Beine. Der flache Stahlhelm gleicht unserem Tropenhelm.

Und dann — was ist hier Entfernung, was Richtung, in einem Lande, in dem sich selbst Barlesius auf hundert Meter verfährt und dessen Flächen keinerlei Orientierungspunkte aufweisen? Da liegt ein englischer Benzintankist. Im Dunst der glühenden Atmosphäre wächert er zu einem riesigen schwarzen Etwas. Er wird als Fahrzeug angesprochen.

Da steht ein Kameldornbusch. Ein paar dürre Zweige ragen vielleicht 40 Zentimeter über die kahle Umgebung. Schon meint man, in weiter Ferne winke ein Baum. Fährt man drauf zu, so sind plötzlich Baum, Wagen, Strauch und Kanister verschwunden. In Sekundenschnelle, von einem Meter zum anderen, ist alles fortgewischt, als habe eine Zauberhand über die Ebene gestrichen, um den Menschen zu narren.

In diesem Gelände den Gegner zu erkennen, sich an ihn heranzutasten, ihn zu packen, ohne selbst überraschend gepackt zu werden, ist eine Kunst besonderer Art. Man muß schon eine gute Nase haben, um sich zurechtzufinden.

Breit hingezogen, rötlich, gleich einem bizarren Walde mit ungezählten hochgerackten Stämmen schimmernd, stehen jetzt Schatten am Horizont. Es ist Capuzzo. Die Ruinen stehen hoch in die Luft.

Panzer, Panzerjäger und Kradschützenbataillon stellen sich zum Angriff bereit. Es ist nachmittags. Flak wird



Oberleutnant Schwabach und Unteroffizier Melzer, beide mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet, am Rohr eines Flakgeschützes. Stolz künden rote Ringe die Zahl der vernichteten feindlichen Panzer, weiße Ringe die Zahl der abgeschossenen britischen Flugzeuge.
Aufnahmen: PK. von Eisebeck (2)

den Gegenstoß unterstützen, durch den Capuzzo dem Feinde wieder entrisen werden soll. Wie stark ist der Gegner? Wo steckt er?

„Leutnant Zahn zum Kommandeur.“

„Auftrag: ich will wissen, was sich in Capuzzo befindet. Sehen Sie zu, so weit wie irgend möglich an den Haufen heranzukommen. Feststellen, wie weit der Gegner Capuzzo wirklich besetzt hat. Rückkehr in einer Stunde. Sie finden mich hier wieder.“

Der junge Offizier hebt die Hand an die Mütze. Er wiederholt den Auftrag. Dann verschwindet er im wirbelnden Staub seines Fahrzeuges.

Überall purren die schweren englischen Panzer jetzt durch das Gelände. Capuzzo löst sich aus dem Dunst und liegt greifbar nahe vor dem Leutnant. Die römische Pforte am Eingang zu den Kasernenbauten, unmittelbar an der Via Balbia gelegen, wirkt wie die Ruine eines Hochhauses. Dampf besten die Einschläge in den Trümmern des Forts. Es spricht hoch auf.

Nach zwei Stunden ist Leutnant Zahn noch nicht zurück. Endlich kommt eine Meldung. Der Offizier ist abgeschnitten und schlägt sich mit einer Handvoll Männer in Capuzzo herum. Ein Panzer hat die Nachricht mitgebracht, der eben durch den Ring des Feindes brach. Den halben Tag hatte er in einer Ecke des Forts gesessen, verborgen hinter ein paar Mauerresten. Ringsum fuhr der Tommy spazieren. Was sollte er tun? Die Munition war restlos verpulvert. Der Rückweg war gesperrt. Also kleinmachen und warten, bis sich ein Loch zeigt, um hindurchzuschlüpfen und die eigenen Linien zu erreichen.

Der Panzerleutnant schimpft. „Da drüben sitzt überhaupt noch so einiges. Gott mag wissen, wen sie alles geschnappt haben.“

Der Oberleutnant hebt die Schultern.

„Der Kommandeur des Kradschützenbataillons ist verschüttet, der Kommandeur unserer Flak von seiner Erkundung nicht zurückgekehrt. Das kommt davon. Man sieht nichts und weiß nichts, und ewig gibt es Ueberraschungen. Hoffentlich hauen wir sie noch raus.“

Die Panzerschützen sind zuversichtlich. Zugegeben: Mark II bereitet ihnen nicht gerade Freude. Indessen ein paar verwundbare Stellen muß er haben. Heute morgen haben sie gemeinsam mit der Flak bei Höhe 208 sechs Feindpanzer erledigt. Das war, verdammt noch mal, ein guter Aufstakt. Die Batterie fuhr vor ihnen her und ehe der verblüffte Tommy noch ahnte, was da vor sich ging, hatte sie ihn schon gepackt und den „Unbesiegbaren“ gebeutelt, daß keine Maus am Leben blieb.

Mark II in Flammen

In die Reihen der Panzer kommt jetzt Bewegung. Es ist aufmunitioniert und aufgetankt.

„Panzer marsch!“

Die erste Welle, begleitet von der Flakbatterie des Oberleutnants Schwabach und den Panzerjägern in der Flanke, rollt an.

Dieses Capuzzo, denkt der Oberleutnant auf dem Befehlsplatz, ist ein altes Räuberneft. Zweimal hat es im Verlaufe der letzten Wochen den Besitzer ge-

wechselt. Jedesmal wurde der Tommy hinausgehauen und mußte Haare lassen.

Aber es kommt nicht zum entscheidenden Stoß. Der Engländer stellt sich nicht vor den Mauern, sondern er versucht, als die breiten Staubbänder den Beginn des deutschen Angriffs ankündigen, die Deutschen einzukreisen.

Ein verdammt blödes Gefühl. Überall tauchen die Mark II auf. Es ist jetzt nicht anders, als begegneten sich zwei Flottenverbände auf hoher See. Man biegt aus, man fährt Bogen, man versucht, den andern zu umfassen, ihn zu umgehen, zu verwirren.

Immer näher kommt der Tommy. Noch ist kein Schuß gefallen. Die Spannung steigt aufs höchste. Bis auf 500 Meter sind die ersten Mark II an die Flak herangekommen, die wiederum vor den Panzern abmarschiert ist.

Da tut es einen gewaltigen Rumppler. Aus den Rohren schießt ein Feuerstrahl. In Staub und Rauch verschwinden die beiden Geschütze. Die Männer starren, und nun sehen sie es deutlich. Ein Jubel bricht los, eine schier närrische Freude übermannt sie alle: zwei Mark II stehen in Flammen.

Der Oberleutnant Schwabach im einst weißen Seidenhemd, die Fliegenpatzche in der Hand, ist so heifer, daß er kaum noch schreien kann. Er hebt den Arm und haut den Melker auf die Schulter, daß der fast in die Knie sackt.

Das ist der achte Abschluß! Weiter! Weiter!

Zwei leichte englische Kreuzer kommen jetzt angelegt. Achtung! Ruhig Blut!

Unteroffizier Melzer, der Geschützführer, kneift die Augen zusammen. „Ran kommen lassen und dann ...“ Er hebt die Hand, blickt zu dem Oberleutnant, indessen die Worte fortlaufend gerufen werden.

Jetzt ... Fünf, sechs Schuß jagen hinüber. Wieder weht es in dünnen schwarzen Fäden aus den Panzern. Eine Besatzung kann noch eben aussteigen und sich hinter dem Fahrzeug bergen, da explodiert auch schon die Munition. Weißglühende Flammen prasseln um die beiden Kreuzer.

Beim Tommy ist man freilich nicht auf den Kopf gefallen. Es rauscht aus Capuzzo heran, und dann ratscht es um die Flak und um die Panzer, daß den Kopf einzieht, wer irgend kann. Die Lagen liegen nicht schlecht. Ein Glück ist es, daß der Engländer gegen die Sonne schießen muß. So kann er nur ungenau beobachten.

Da wird plötzlich „Feind von hinten!“ gemeldet. Zwei Geschütze werden sofort herausgezogen und dem im Rücken angreifenden Gegner entgegengeworfen. Nur ein Geschütz feuert in der alten Richtung weiter.

Drei Mark II kriechen heran. Auf 2200 Meter wird diesmal das Feuer eröffnet. Die Schüsse liegen sauber. Es spricht rings um die Panzer. Auch von drüben zischt es heran. Im gleichen Augenblick dreht sich der eine halb um seine eigene Achse. Er brennt. Dem zweiten geht es nicht anders. Da macht der dritte kehrt und verschwindet in eiliger Fahrt. Er hat genug.

Indessen wird es auch Zeit für die deutschen Panzer, sich vom Gegner zu lösen. Sein Artilleriefeuer schwillt von Minute zu Minute an. Der Versuch, die Deutschen einzuschließen, ist zwar mißglückt. Indessen ist auch der Angriff auf Capuzzo steckengeblieben. Aber was macht das? Sechs Feindpanzer abgeschossen und das ohne eigene Verluste — mehr kann man nicht verlangen.

Die Abenddämmerung gibt endlich den Horizont frei. Die Sicht wird klar. Mit den Schatten der sinkenden Sonne, die glühend rot den Horizont bemalt, reinigt sich die Luft. Es wird endlich kühl.

Verflucht, war das ein Tag! An die 60 Grad herrschten in den Eisenkästen. Die von der Flak spüren jetzt ebenfalls, welchen Schweiß sie lassen mußten.

Da kommt erneut der Angriffsbefehl. Capuzzo muß genommen werden. Wieder braust die Flak vor die erste Welle der Panzer. Zügig geht es vorwärts. Im letzten Licht ist Capuzzo nur noch undeutlich zu erkennen. Bis auf 800 Meter haben sich Flak und Panzer jetzt dem Fort genähert, da prasselt ihnen ein wildes Patfeuer entgegen. Die Ruinen müssen gespielt sein mit den jetzt kurz aufflammenden Geschützen. Aber es nutzt dem Tommy nichts. Ruhig wie auf dem Exerzierplatz daheim gehen sie in Feuerstellung.

Munition! Keuchend wuchten die Kanoniere die schweren Körbe vom Wagen herunter.

Im gleichen Augenblick beginnt der Kampf. Offen, ohne jede Deckung steht die Bedienung hinter ihrem Geschütz. Wieder erweist sich unsere Flak als furchtbare, tödbringende Waffe. Ein einziges Geschütz unter dem Unteroffizier Melzer vernichtet fünf Mark II.

Unmittelbar an der StraÙe ist dieses Geschütz vorgegangen. Schemengleich tauchen die Panzer im Schatten der ersten Nacht auf. Ringsum lodern die Brände der zerschlagenen Eisenkästen. Die Masse der englischen Panzer flutet zurück, ins schützende Ruinenfeld.

Es ist ein phantastisches Bild. In bunten Ketten schweben die Leuchtpurgeschosse durch den Abend. Abschüsse und Einschläge gehen ineinander über. Die Luft erzittert vom Dröhnen und Bersten der Explosionen. Heulend wummert es heran. Aus allen Rohren der Panzer schwirrt es herüber. In der Luft singen un-
aufhörlich die Abpraller.

(2. Fortsetzung folgt.)



Lieber weniger -
aber gut!

ATIKAH 5 Pf

Jetzt zeigt sich
✦ *SO RECHT* ✦
wie unentbehrlich
sie ist

Dringende Briefe, die uns jeden Tag erreichen,
zeigen uns stets wieder, wie unentbehrlich sie
geworden ist. Creme Mouson mit Tiefenwirkung
ist eben mehr als nur eine Schönheitscreme;
sie ist ein hochwirksames Hautpflegemittel – ein
Hausmittel für die Haut. ✦ Seien Sie sparsam
mit Creme Mouson, denn sie ist heute
doppelt kostbar.



Triumph
und **Golf**

Erzeugnisse
der größten Niederwerke in Europa

**STARKES, VOLLES HAAR UND KEINE
SCHUPPEN MEHR,** seitdem ich AUXOL
benutze . . .



AUXOL ist ein Haartonikum von universeller und ungewöhnlich intensiver Wirkung. Regelmäßig angewandt, bringt es vorzeitigen Haar- ausfall zum Stillstand und regt in Rückbildung begriffene, aber noch lebens- fähige Haarwurzeln zu neuem, kräftigen Leben an. Seine intensiv haar- wuchsfördernde Wirkung verdankt AUXOL einem neuartigen Herstellungs- verfahren, das die Lösung der verschiedenartigsten chemischen und pflanzlichen Wirkstoffe in besonders hoher und wirksamer Konzentration ermöglicht. Mit AUXOL behandeltes Haar wächst stark und elastisch nach, hat Glanz und Fülle und ist schmiegsam und leicht frisierbar.

Haarausfall kann verhindert, schwacher, sich lichtender
Haarwuchs kann wieder zu neuem Leben erweckt werden.

AUXOL
rettet
Ihr Haar

Flaschen RM 1.90 und RM 3.—

F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

Aufblühender

LOTOS

ROMAN VON THEA VON HARBOU

Copyright 1941 by Deutscher Verlag, Berlin

Die letzte Fortsetzung schloß

Sie gingen in die Stadt, Schwester Else und Sawitri. In der Trinity Church Road begegneten sie Wischnu Desai. Er ging wie ein Betrunkener.

„Sie haben ihn hergebracht“, berichtete er stammelnd. „Sie haben ihn ins Gefängnis der Zitadelle gebracht.“ Plötzlich schrie er unter einem Strom von Tränen, der augenblicklich wieder versiegte: „Sie haben ihn zusammengetreten wie einen rüddigen Hund! Er war bei Bewußtsein! Ich habe ihn gesehen! Er hat mich erkannt! Sie schleppten ihn an mir vorüber, und er hat mich erkannt! Er konnte nicht sprechen, aber er hat mich erkannt.“

Schwester Else kämpfte den härtesten Kampf ihres Lebens, als sie versuchte, für sich und Sawitri Zulaß zu Krishnas Gefängnis zu erhalten. Vor dem Mörder des Commissioners Sir Charles Trelawney stand eine Eisenmauer, die nicht wankte noch wich, so hartnäckig sie auch bestürmt wurde.

Endlich, nach vielen Stunden, in denen die beiden Frauen weder aßen noch tranken, noch eine Sekunde ruhten, half ihnen der Arzt des Gefängnisses, Dr. O'Connor, der die Frauen im Gang vor dem Zimmer des Kommandanten traf. Dort warteten sie seit zwei Uhr nachmittags, an die Mauer gelehnt, die geschlossene Tür im Auge, zäh, wie nur Frauen es sind.

Beim Anblick Schwester Elses blieb O'Connor stehen. „Was wollen Sie denn schon wieder?“ fragte er müde.

„Wir wollen zu Krishna Desai“, sagte sie. „Wir warten auf Colonel Wight, um die Erlaubnis von ihm zu bekommen. Die andern verweigern sie.“

„Er wird sie auch verweigern“, sagte O'Connor. „Uebrigens kommt er heute nicht mehr ins Amt.“

Schwester Else sah ihn an. „Sind Sie nicht Ire, Doktor?“ fragte sie halblaut. Er verzog das Gesicht wie belästigt. Er blickte auf Sawitri, auf die halberschlossene und schon verwelkende Lotosblüte in ihrer Hand. Er wandte sich plötzlich in deutscher Sprache an Schwester Else. „Wer ist das?“

„Seine Frau“, antwortete sie ohne Zögern. „Dann lassen Sie sie nicht zu ihm. Ersparen Sie ihr das. Er kann sowieso nicht sprechen, man hat ihm das halbe Gesicht zertrümmert. Kein Anblick für eine Frau, die ihn liebt.“

„Haben Sie ihn nicht verbunden?“

„Wo zu? Er lebt höchstens noch eine Stunde.“

„Sie wird sich nicht abhalten lassen, ihn zu sehen.“

O'Connor zuckte die Achseln. „Ich habe Sie gewarnt.“

Wenige Minuten später sah Schwester Else ein, daß die Warnung berechtigt gewesen war. Der Anblick, der sich ihr bot, als sie hinter Dr. O'Connor die Zelle Krishnas betrat, war von solcher Art, daß sie sich mit ausgebreiteten Armen rückwärts wandte, um Sawitri am Eintreten zu hindern.

Mit kaum vernehmbarer Stimme rief sie Gott an. Aber Sawitri machte sich sanft von ihr frei. Sie kam bis in die Mitte des düsteren Raumes. Was sie beim Anblick ihres Geliebten empfand, gab sie nicht zu erkennen.

Der Arzt war gegangen. Die Frauen waren mit Krishna allein. Seine blutenden Augen konnten sie nicht gewahren, aber er schien zu wissen, wer bei ihm war. Das sagte der tiefe und schmerzliche Atemzug, der seine Brust hob, als das Flüstern der Frauen neben ihm erklang.

Sawitri legte die Lotosnospe in ihren Schoß und nahm die rechte Hand Krishnas zwischen ihre beiden Hände. Sie bedeckte diese glühende Hand, deren Finger sich langsam, besitzergreifend um ihre Schlossen, mit Küssen ohne Zahl.

„Krishna“, sagte die Stimme Sawitris, von Zärtlichkeit überströmend, „dein Mund kann nicht sprechen; aber deine Hand kann es. Ich muß dir manches sagen, dich manches fragen. Wenn du ja sagen willst, dann drücke meine Hand. Wenn dein Daumen sie streift, heißt das ‚Nein‘. Ist es dir recht so?“

„Ja“, sagte die Hand.

„Hast du große Schmerzen?“

„Nein“, sagte die Hand.

„Auf dem Wege zu dir sind wir deinem Vetter Wischnu begegnet. Er kann es nicht verwinden, dir Unrecht getan zu haben. Darf ich ihm sagen, daß du ihm verzeihst?“

„Ja“, sagte die Hand.

„Ich will nach Nerur gehen. Ich will dort etwas ins Leben rufen wie Schwester Else hier das Haus der Helferinnen. Ist dir das recht?“

„Ja“, sagte die Hand beglückt.

„Ich werde Wischnu mit mir nehmen. Wischnu will nur noch eins: das Notwendige tun. Er will mir helfen. Ist es dir recht?“

„Ja“, sagte die Hand.

„Das ist in Ordnung“, sagte Sawitri. „Aber das Wichtigste, Krishna, weißt du noch nicht. . . Du hast mich einmal deine Frau genannt.“

„Ja“, sagte die Hand. „Ja. Ja.“

„Nun, Krishna, heute morgen habe ich einen aufblühenden Lotos gepflückt. Ich wollte ihn dir geben. Ich dachte, du würdest dann alles wissen. Krishna, ich trage ein Kind von dir.“

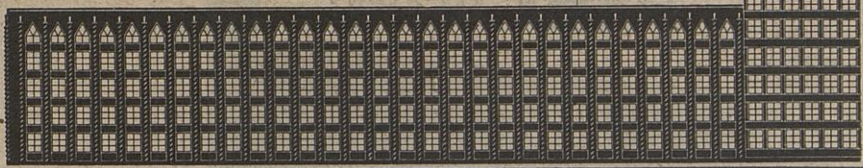
Für die Dauer eines Herzschlags stockte in der Hand Schwester Elses die fächernde Haube, mit der sie die Moskitos scheuchte. Aber die Finger Krishnas schlossen sich um die von Sawitri mit so heftiger Inbrunst, daß aus der geschlossenen Wunde auf seiner Stirn ein einzelner, zögernder Blutstropfen trat, der wie ein Edelstein leuchtete. Sawitri beugte sich nieder und drückte ihren Mund, von jähem Schluchzen zerrissen, auf Krishnas Hand. „O mein Liebling“, sagte sie, „mein Geliebter, mein Mann! O Krishna, Krishna, ich lebe nur, weil dein Kind lebt!“

„Sage ihm“, fing die leise Stimme Schwester Elses zu reden an, „daß ich alles hier aufgeben werde, um mit dir zu gehen. Sage ihm, daß ich dich nie verlassen

Künstliches Klima,



nach Wärme- und Feuchtigkeitsgrad dem Orientklima angepaßt, entstand zum ersten Mal in der Wandsbeker Fabrik von HAUS NEUERBURG




* * * Bis dahin kannte man nur das primitive Verfahren, den zusammengepreßten Ballen gewaltsam aufzubrechen und ihn mit Wasser zu bespritzen, um die trockenen Tabakblätter verarbeitungsfähig zu machen. Jetzt wurde der Tabak sozusagen langsam wieder aufgetaut, jedes Blatt sog durch seine Poren die Feuchtigkeit allmählich ein, die es wieder zum Leben erweckte. So wurde nicht nur großer Verlust an Bruch vermieden, es wurden auch die Aromastoffe, die den Wert des edlen Orienttabaks ausmachen, erhalten.

* * * Heute wird dieses Verfahren von jeder leistungsfähigen Zigarettenfabrik angewendet; damals bedeutete dies eine Umwälzung, denn erst dadurch wurde es möglich, hochwertige Orienttabake für Konsumpreislagen zu verwenden.

Haus Neuerburg

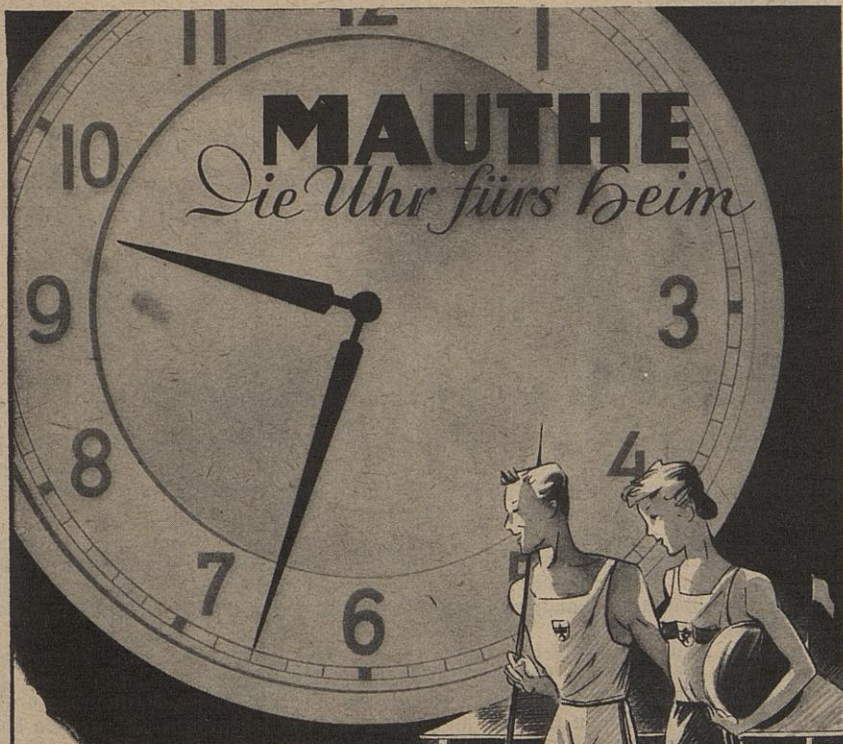
GÜLDENRING 4 PF.

mit  Mundstück

OVERSTOLZ 4 1/2 PF.

ohne Mundstück

Beide Marken jetzt wieder in der fugendichten Frischhalte-Packung.



Stunden der Erholung

bilden den sinnvollen Ausgleich zur täglichen Arbeit. Wohl eingeteilt und pünktlich eingehalten, sind sie freudvoller Kraftquell zu neuen Taten. Und eine Mauthe-Uhr daheim hilft zuverlässig und genau, die schönen Stunden des Lebens voll zu genießen.

Wenn Sie Mauthe-Uhren im Fachgeschäft heute nicht erhalten, so stellen Sie Ihren Wunsch für später zurück

FRIEDRICH MAUTHE GMBH • UHRENFABRIKEN • SCHWENNINGEN A.N.





Der Name PERI bedeutet eine Bürgschaft für wirksame Eigenschaften im Dienste der Rasur. Daher steht der „PERIANER“ auch fest zu seiner Marke in einer Zeit, die nicht immer alle PERI-Erzeugnisse verfügbar halten kann.

Ein alt beliebtes PERI-Erzeugnis: Die PERI-RASIER-KLINGE



Stück RM .-18

leicht und elastisch gleitet sie über die Haut, den stärksten Bart fast unmerklich entfernend. Sie ermöglicht, weil sie extra dünn und extra scharf ist, eine hautschonende, aber gründliche Rasur. Achten Sie genau auf den charakteristischen Schriftzug PERI.



Der Kenner preist - was PERI heißt!

DR. KORTHAUS * FRANKFURT A. M.

werde, daß ich von heute an deine Mutter sein will, daß ich dich hüten werde wie ein Vermächtnis. Sage ihm...“

Sie sprach nicht weiter. Sie beugte sich über das wunde Haupt, das fast in ihrem Schoß lag. „Hörst du, Krishna?“ fragte Sawitri flüsternd.

Aber die Hand gab keine Antwort mehr.

Während der Nacht, die diesem Tage folgte, ereignete sich auf der Zitadelle von Chitra Nager etwas, das niemals geklärt wurde, und die Besatzung hatte keinerlei Grund, um das Ereignis unnötig Staub aufzuwirbeln, denn es war grotesk, unheimlich und beschämend zugleich. Ein Toter wurde gestohlen.

Das wäre an sich, wenn auch seltsam, so doch durchaus unwichtig gewesen; doch der gestohlene Leichnam war der des Mörders von Sir Charles Trelawney.

Der Diebstahl wurde erst am Morgen entdeckt. Eine Spur war nicht zu finden.

In der gleichen Nacht, da der Diebstahl begangen wurde, flackerte im Garten des Hauses der Helferinnen ein Feuer, ein kleines Feuer nur, sparsam genährt. In ihm verbrannte, was sterblich war an Krishna Desai. Aber die beiden Frauen, die das Feuer bewachten, sammelten die Aschenreste nicht, um sie dem Fluß zu geben. Sie bargen sie in einem Kupfergefäß, und am nächsten Morgen, als eben die Frühe den schweren Himmel der Nacht zu verklären begann, brachte Sawitri das sorglich verdeckte Gefäß zu einem Kupferschmied mit der Weisung, den Deckel für immer zu schließen. Sie stand bei der Arbeit daneben und sah ihm zu. Und erst, als sie die Urne, unerbittlich verschlossen, zurückhalten hatte und damit nach Hause ging, weinte sie über ihr. Das schöne, mit reichem Bildwerk geschmückte Gefäß an ihr Herz gedrückt, ging sie schluchzend den Weg zu dem Haus im Garten, und aus ihrem gebeugten Antlitz fielen die Tränen so dicht und erlösend wie Regen.

Schwester Else und sie beschloßen, kurz vor Beginn des Monsuns die kleine Reise und die große Ueberfiedlung zu unternehmen. Das Haus blieb in der Obhut und Verwaltung von Schwester Mayi und zweier junger indischer Ärzte, die sich mit einem Idealismus dem Werk verschworen, der im umgekehrten Verhältnis zu ihren Gehältern stand. Aber Schwester Else hatte nicht mit Chitra Nager gerechnet. Die Stadt hatte nicht vergessen, was sie ihr verdankte. Die Stadt war aufgebrochen, um ihr das Geleit zu geben, als sie Chitra Nager verließ.

Erst als der Wagen schneller fuhr, blieben sie zurück, die Männer und Frauen und Kinder. Sie standen und starrten hinter dem Wagen her, der immer rascher sich von ihnen entfernte. Und bis er in einer Kurve endgültig verschwand, sahen sie der scheidenden Freundin nach, die auf eine Kiste hinaufgeklattert war und, von Sawitris Hand gehalten, mit ihrer vom Kopf gerissenen Haube nach rückwärts winkte, während ihr graublondes Haar im Fahrtwind flog.

Der Weg nach Nerur führte in einiger Entfernung an Badger's Green vorüber. Die Frauen sahen es deutlich liegen; auf einem Hügel, von den kostbaren Rasenplätzen eingerahmt, glitzerte es mit den geschlossenen Fensterläden und der Leere, die es weit umgab, einem schneeweißen Katafalk. Das Haus war tot und würde sich wahrscheinlich nie mehr beleben. Lady Gloria lehrte nach England zurück und diesmal für immer. Sie brachte Sir Charles, in einen vierfachen Sarg gebettet, zu der Familiengruft auf Roger's Abbey. Sie brachte ihre Tochter nach England, damit sie in einem englischen College erzogen würde. Man würde sie nicht mehr Kritadnyata nennen, sondern Pearl. Die indische Episode war abgeschlossen, mit ihren Katastrophen, Tragödien und Warnungen würde sie langsam in Vergessenheit geraten, und auf englischer Seite hatte niemand etwas daraus gelernt.

„Nein, sie lernen nichts“, sagte Sawitri vor sich hin. Schwester Else sah sie an.

„Wen meinst du?“

Sawitris Hand wies in der Richtung von Badger's Green. „Sie lernen nichts. Sie sind wie Götter, blind und taub und hirnlos. Sie herrschen, solange noch ein Narr lebt, der sie anbetet.“

„Es gibt aber noch eine ganze Menge Narren auf der Welt“, sagte Schwester Else.

„Wir wollen sie ausrotten!“ sagte Sawitri.

„Oh! Du nimmst dir nicht wenig vor.“

„Einer muß einmal anfangen“, sagte Sawitri.

Als der Wagen, verdrießlich schnaufend und spuckend, die letzte Steigung überwunden hatte, hinter der sich der erste Blick auf Nerur bot, legte sie Wischnu die Hand auf den Arm:

„Warte, Wischnu, warte!“

Der Wagen hielt. Sawitri stand auf und legte die Hand über ihre Augen, um ein Dach gegen die mächtige Sonne zu haben.

Da war es, das Dorf, der Ursprung, die Heimat ihres Geliebten, die künftige Heimat seines und ihres Kindes. Alles war mittäglich still, kein Mensch zu sehen.

Blau und massig stand die Dschungel hinter den Zuckerrohrfeldern. Wie aus Erz gegossen, starrten die regungslosen Wipfel einzelnen Palmen gegen den flammenden Himmel.

Dort, wo die Berge in ferner Erhabenheit das Bild der Landschaft beschloßen, standen drei Wolkens, wie drei Burgen aus Glas, unbeweglich, machtvoll und segenträchtig. Morgen vielleicht schon würde der Regen kommen.

„Fahr zu!“ sagte Sawitri zwischen Weinen und Lachen.

Ueber Jahr und Tag wuchs vor dem weißen Haus, das den Helferinnen von Nerur gehörte, ein junger Banyanbaum, von Sawitri gepflanzt. Das Haus war noch klein, und der Baum war auch noch klein, aber das Haus würde wachsen, und der Baum würde wachsen.

Im Haus wuchs unter vielen anderen Gespielen ein kleiner Junge heran, der Krishna hieß. Es war ein schönes, gesundes und fröhliches Kind, nicht leicht zu bändigen, doch leicht zu verletzen. Sawitri lehrte ihn, den jungen Banyanbaum als seinen Bruder zu betrachten und ihn zu pflegen wie ein lebendiges Wesen. So entstand frühzeitig zwischen dem Baum und dem Kind eine sonderbare und ergreifende Freundschaft.

Niemand wußte warum, außer den beiden Frauen, die den Knaben wechselseitig lehrten.

Die Wurzeln des Baumes bewahrten ein Kupfergefäß.

An einem nahen, einem fernen Tag würde vielleicht der Sohn von Krishna Desai, ehrfurchtsvoll dem alten Brauch folgend, dieses Kupfergefäß zum Ganges bringen, um die Asche seines Vaters in das Wasser des heiligen Stromes zu streuen.

Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Denn über dem Tor des Hauses, in dem er heranwuchs, standen Worte in seiner Sprache — und sie standen bald über den Toren aller Häuser, die im Norden und Süden, im Osten und Westen des Vierhundert-Millionen-Reiches für die Helferinnen errichtet wurden, standen dort und sagten:

„Tu das Notwendige.“

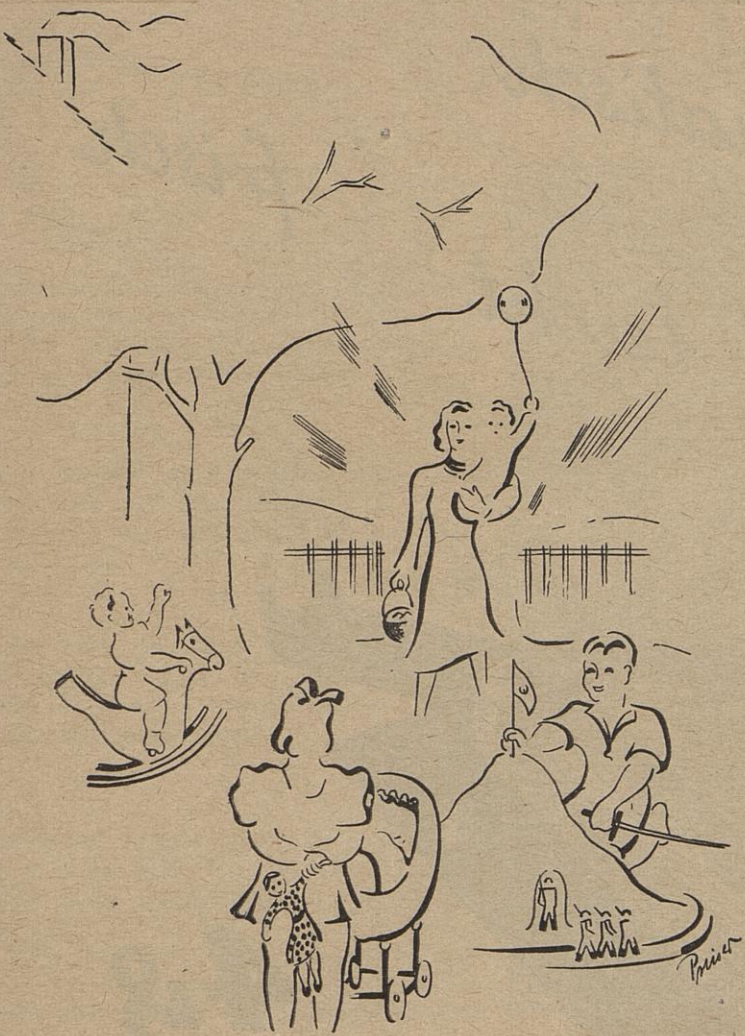
„Tu das Notwendige gleich.“

„Tu das Notwendige in Vollkommenheit.“

Ende.

*

Die Buchausgabe des Romans von Thea von Harbou erscheint demnächst im Deutschen Verlag



Gesundheit

dieses kostbare Gut, ist abhängig von dem Zustand der Zähne. Gesund sein kann nur, wer gute Zähne hat. Darum ist regelmäßige Zahnpflege - morgens und abends - mit Blendax, der vorzüglichen und preiswerten Zahnpasta ein bewährtes Mittel nicht nur bei der Pflege der Zähne, sondern zur Erhaltung der Gesundheit überhaupt.

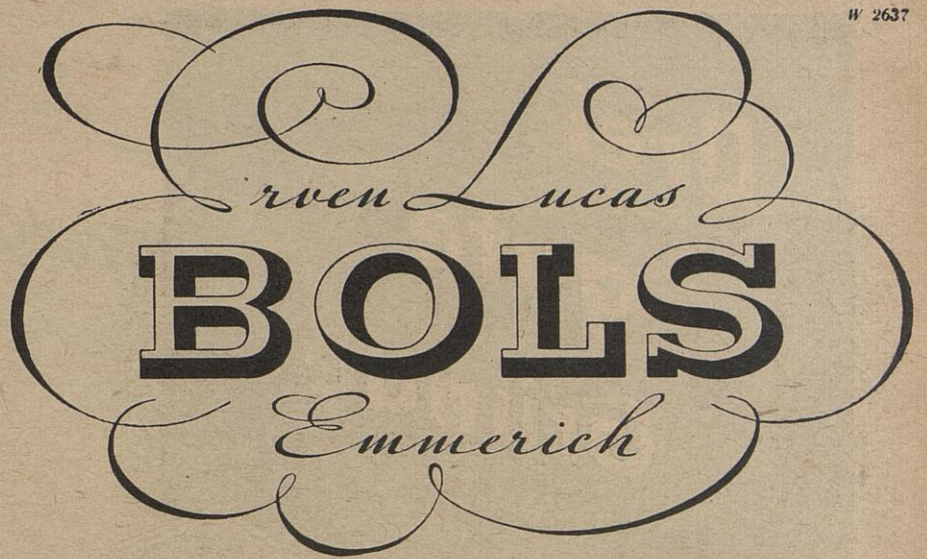


25 M.
45 S.

Blendax

Wirksam gegen Ansatz von Zahnstein

ROSE



STAMMHAUS GEGR. 1575
IN AMSTERDAM



Liköre

GENEVEER, GIN
UND BITTERS
VON WELTRUF

★ Bols-Erzeugnisse sind in zeitgemäß beschränktem Umfange, jedoch in unveränderter Qualität, ausschließlich im Einzelhandel erhältlich.

Drei gute Gründe:

aromatisch

leicht

frisch

48
MIT UND OHNE MUNDSTÜCK

Warum bleibt er zurück?

Nur wegen der stechenden und brennenden **Hühneraugen** Hornhaut und Ballenschmerzen bekämpfen mit sicherem Erfolg

Dr. Scholl's Zino-Pads
(nach Dr. Scholl, amerik. Arzt und Orthop.)
Kein Universal-Mittel, sondern ein Pflaster in 4 Arten gegen Hühneraugen, Hornhaut, Ballen, Hühneraugen zw. d. Zehen. In Drogerien, Apotheken, Sanitätsgesch.

Kräftigend und erfrischend
ein Voll- oder Fußbad, das der Gesundheit dient, mit **Dr. Scholl's Badesalz**

Leistung · Erfolg Sympathie

das ist Nervensache!

Mehr denn je bedürfen die Nerven der Pflege. Stärken Sie daher die Leistungsfähigkeit Ihrer Nerven. Nehmen Sie **BIOCITIN**

die bewährte, zu Weltruf gelangte Nerven-Nahrung. Sie werden selbst fühlen, wie Sie nach und nach zu neuem Schaffen, zu neuer Freude angeregt werden. Zustände, die Sie so plagen: Zerstreuung, Unlust, Gereiztheit, Schlaflosigkeit — bald sind sie verschleucht und machen einer ruhigen Ausgeglichenheit Platz.

BIOCITIN ist nur in Original-Packungen zu 100 g in Pulverform und zu 50 und 100 Tabletten in Apotheken und Drogerien erhältlich.

Melde
Schutzmarke und Name kennzeichnen

Marken-Erzeugnisse

KNIEPF-MELDE · COTTBUS
VEREINIGTE KORNBRENNEREIEN · GEGR. 1726

Dr. Schleussner der Welt älteste fotochemische Fabrik

Die Heimat knipst .. *.. die Front freut sich*

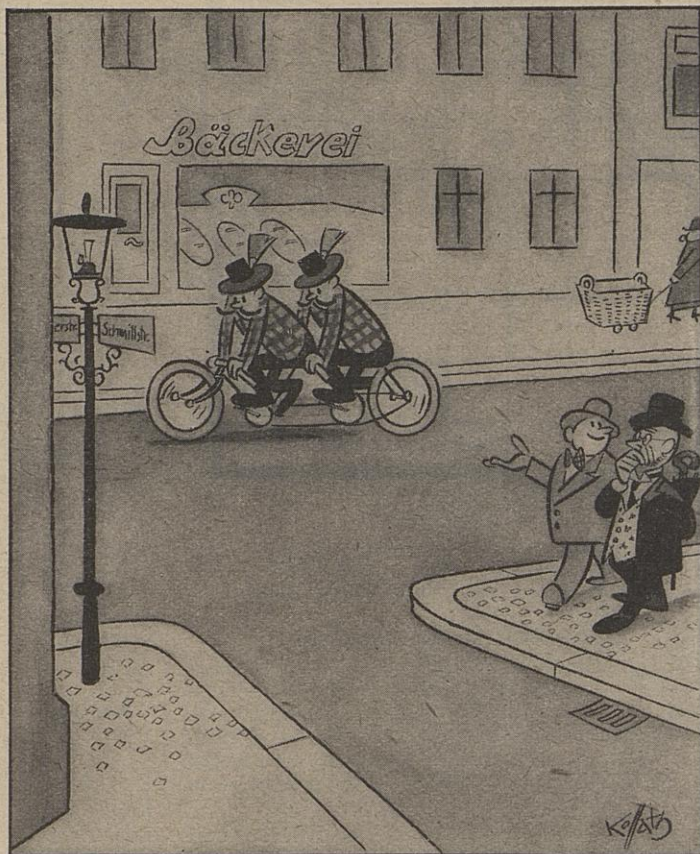
Der modernste Film

ADOX
FILM

der welt-ältesten fotochemischen Fabrik

HUMOR

Zeichnung von Hans Kossatz



„Hast du dich nicht geärgert, als ihr Vater dich aus dem Hause warf?“

„Nicht besonders, denn schließlich war es doch nur ein sehr kleines Haus!“

*

Der Sänger: „Ich habe meine Stimme mit 10 000 Mark versichern lassen!“

„Na, und will die Gesellschaft das Geld nicht zahlen?“

*

„Sie sehen hier eine lachende Hyäne. Das Tier frisst nur einmal alle vierzehn Tage und trinkt nur einmal in der Woche.“

„Weshalb lacht es da?“

*

„Liebling“, flötet die junge Verlobte, „wenn wir erst heiraten, wirst du eine Frau im Hause haben, die wirklich was vom Kochen versteht!“

„Aber Süßes, ich wußte ja gar nicht, daß du so gut kochen kannst!“

„Das kann ich auch nicht. Aber Mutti wird bei uns wohnen...!“

*

„Die beiden kenn' ich, es sind Zwillinge!“
 „Interessant, und es ist noch dazu ein ganz besonders ungewöhnliches Wunder der Natur: selbst ihre Bewegungen sind die gleichen!“

Im Friseurladen wundert sich der Kunde. „Sagen Sie mal“, fragt er den Gehilfen, „was ist das für ein komisches Gemurmel da?“

„Das ist unser Meister, er rasiert sich!“

„Ja, warum murmelt er denn dabei?“

„Er will sich noch zu einer Kopfwäsche überreden!“

*

„Ich würde Ihnen raten, das Rauchen aufzugeben. Dann können Sie noch 20 Jahre leben!“

„Ja, ist es aber noch nicht zu spät, Herr Doktor?“

„Lieber Mann, es ist niemals zu spät!“

„Na, dann werde ich es in 10 Jahren drangeben!“

*

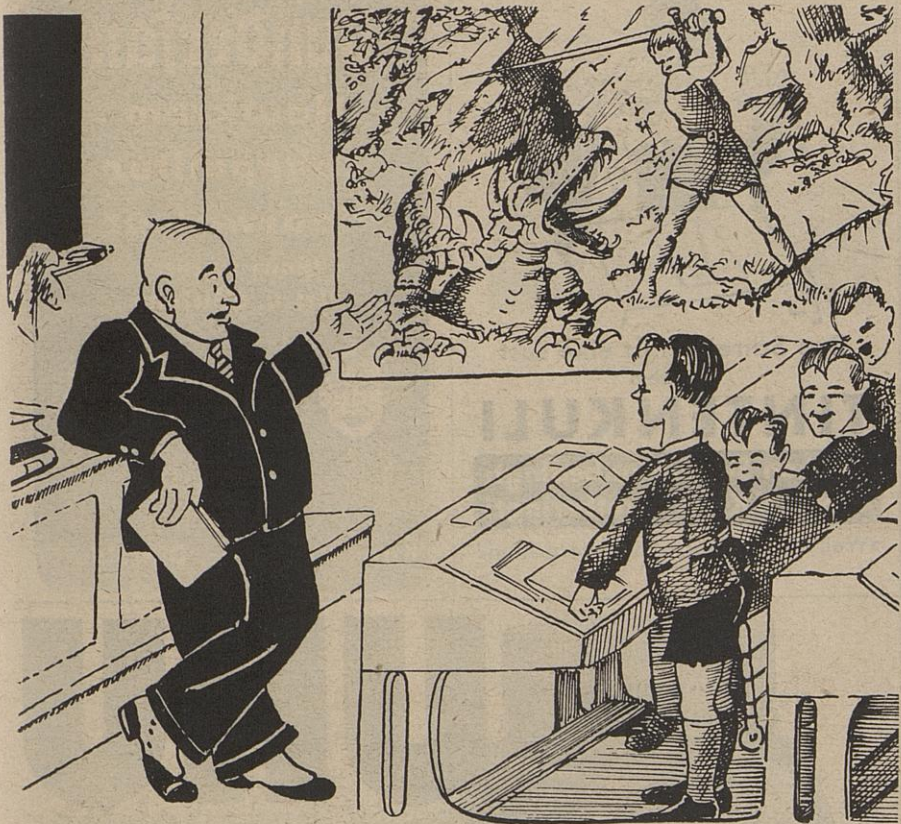
„Na, Toni, wer schreit denn da so laut im Nebenzimmer?“

„Das ist Großvater, der erklärt Papa, wie man meine Schulaufgaben rechnet.“

*

„Nenne mir ein Wort, das von Lebensgefahr abgeleitet ist!“

„Lebensgefährtin, Herr Lehrer!“

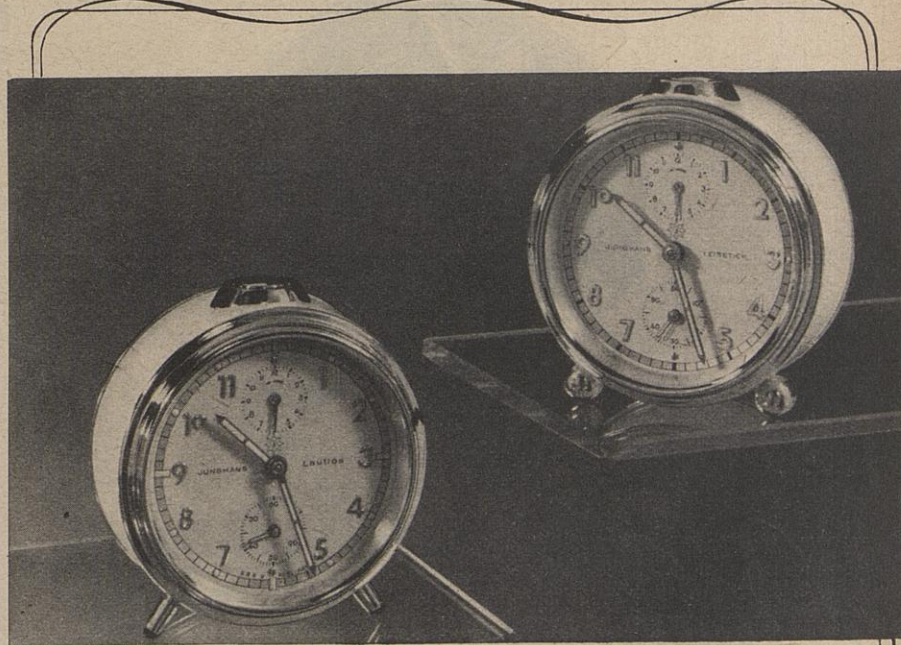


„Nun, Mäxchen — wodurch wird wohl Siegfried die verletzbar Stelle bekommen haben?“

„An diesem Fleck hatte er wahrscheinlich die Hornhaut durch „Lebewohl“*) weggebracht!“

*) Gemeint ist natürlich das berühmte **Hühneraugen-Lebewohl** und **Lebewohl-Ballenscheiben**. Schachtel (8 Pflaster) 60 Pfennig, **Lebewohl-Fußbad** gegen empfindliche Füße und Fußschweiß, Schachtel (2 Bäder) 40 Pfennig, erhältlich in Apotheken und Drogerien.

Wenn Sie keine Enttäuschung erleben wollen, achten Sie auf die Marke „Lebewohl“, da häufig weniger gute Mittel als „ebenso gut“ vorgelegt werden.



Für Liebhaber

wirklich guter Uhren mag es weniger erfreulich sein, daß Junghans-Uhren heute selten zu haben sind. Aber eine Gewißheit bleibt für alle: Inzwischen wird die Junghans-Präzisionstechnik rastlos höher entwickelt. Für aufgeschobene, erst später erfüllbare Wünsche sind dann Junghans-Uhren

noch besser und noch schöner

Junghans

Rätsel

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 3. Militärische Kommandostelle, 5. Gerät des Fotografen, 6. Teile der Druckseite, 7. Europäer, 8. deutscher Komponist, 9. Turngerät, 10. Destillationsprodukt.

Senkrecht: 1. Europäischer Staat, 2. Südfrucht, 3. Flaggsymbol, 4. alkoholisches Getränk, 5. Rippen des Schiffskörpers, 6. Unkosten, 7. Teil der landwirtschaftlichen Feldbestellung.

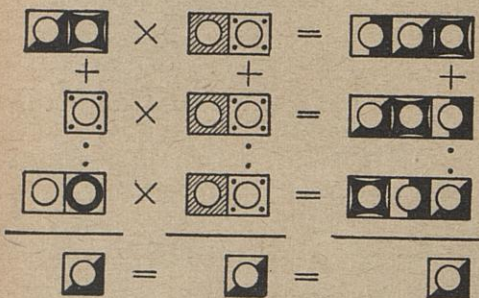
Verflogene Jagdleidenschaft

Ja, wäre nicht ein A dabei,
Dann knallte ich dem E aufs Blatt.
Den Braten trüg' der O herbei.
Jedoch ich hab's mit ü, hab's satt!

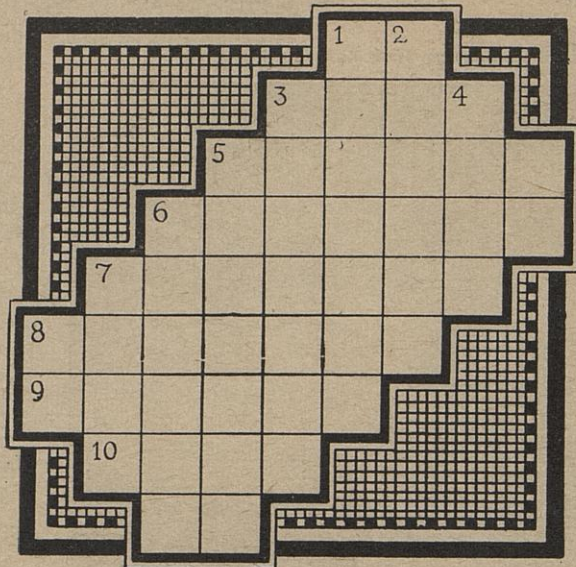
Betrachtung

Jede Lesart ist mir recht,
Außer der verstellten,
Denn sie macht den Herrn zum Knecht,
Zwingt uns, ihn zu schelten.

Raten und Rechnen



Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten gleiche Ziffern. Dementsprechend



sind die Ziffern zu finden, die — in die runden Felder eingesetzt — die waagerechten und senkrechten Rechenaufgaben richtig lösen.

Spiel mit Buchstaben

Reorganisator Preußens — te, afrikanischer Strom — i, Lotterie-Anteilscheine — L, Felschlucht — a, Fruchtflüssigkeit — S, Spielkarte — A, Vorrichtung zum Verschließen — r, Heilkundiger — A, deutsche Spielkarte, Blutgefäß — A, Gipfel der Berner Alpen — r, Zahl — u, maßloser Zorn — t, Zahl — A.

Man suche die oben erklärten Wörter und ziehe die angegebenen Buchstaben von ihnen ab. Die als Rest verbleibenden Wörter und Wortteile ergeben, im Zusammenhang gelesen, ein Wort von Horaz.

Silbenrätsel

Aus den Silben:

a — a — a — bar — be — be —
burg — bü — ca — del — den —
der — der — dra — du — du — e
— ei — er — fe — fen — fi — ger
— hin — in — in — ka — kar —
keit — kranz — lie — lu — me — mi
— na — nah — ni — nist — of —
pis — ri — rie — sack — schla —
se — sen — speer — sprung — stand
— ster — ster — sti — süd — tat —
te — ter — ter — ton — tos — trag
— um — un — un — ve — we —
wer — zier

sind 22 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Pestalozzis ergeben. (sch gilt als ein Buchstabe)

1. Musikinstrument, 2. Erdteil, 3. Einlageteil in Matratzen, 4. Treppenhalle, 5. altägyptischer Gott, 6. Grundlage der gerichtlichen Untersuchung, 7. Ausbeute, Gewinn, 8. Schuhflicken, 9. Feldherr im Weltkrieg, 10. Leichtmetall, 11. Eigenschaft hoheitsvoller Menschen, 12. Kopfbedeckung, 13. indischer Gott, 14. leichtathletische Übung, 15. italienischer Landesteil, 16. italienische Schauspieler, 17. Facharzt, 18. Kartenspiel, 19. wirksames Tanzlied, 20. Dienstgrad beim Heer, 21. Sammlung von Gesängen, 22. Baustoff.

Lösungen der Rätsel aus Nummer 38

Kreisspruch-Rätsel:

1. Schale, 2. Walter, 3. Mieder, 4. Fuene, 5. Regent, 6. Frisco, 7. Latium, 8. Mensur, 9. Kachel, 10. Tirana, 11. Bunker, 12. Trense. — Halte den Geist in Schranken.

Magisches Quadrat: 1. Fatime, 2. Araber, 3. Tauern, 4. Iberia, 5. Merian, 6. Ernani.

Schwwestern: Lore China — Chora Lina.

Ermutigend: Der Mut verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt.

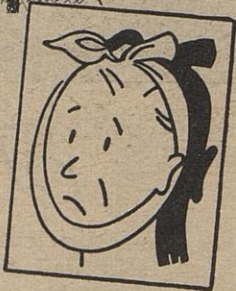
Silbenrätsel: Die Furcht hat zuerst in der Welt Goetter geschaffen.

1. Diskuswerfen, 2. Ironie, 3. Eilbrief, 4. Feuerschiff, 5. Usambara, 6. Roderich, 7. Chrysopras, 8. Talsperre, 9. Henning, 10. Anzengruber, 11. Tomate, 12. Zitronat, 13. Udet, 14. Edelkastanie, 15. Romeo, 16. Sinding, 17. Treffpunkt, 18. Igel, 19. Nähmaschine, 20. Dievenow, 21. Eindecker.



Angenommen...

Sie schneiden sich beim Rasieren ins Kinn. Wie wollen Sie diese Wunde verbinden? Etwa so? Oder lieber mit einem kleinen Stückchen Hansaplast-elastisch?



Lieber mit Hansaplast-elastisch, dem praktischen Schnellverband! Der ist im Augenblick angelegt, fällt nicht auf und behindert nicht. Er stillt das Blut, desinfiziert und fördert die Heilung.

Hansaplast-elastisch

SCHNELLVERBAND · D.R.P.



Das Schreiben ist eine Lust mit dem

TINTENKULI

Merken Sie sich unbedingt: TINTENKULI — rotberingt!

»Weil viel verlanat, oftmal vergriffen«

Wundersam

Hautkrem
Zahnpolitur
Haarwasser

Ganz eigener Art u. Wirkung



Kossack d. Ältere, Düsseldorf



UHU-Spezial-Füllhalter-Tinte von RM.0,35 an × UHU-Alleskleber von RM.0,20 an in allen Fachgeschäften

Akne simplex beruht auf übermäßiger Fettabsonderung der Haut und tritt in Gestalt der häßlichen **Gesichtspickel** in Erscheinung. Sie beseitigen sie schnell und sicher durch die „echte Schwefellösung“ **Blanko Sulf** DRP.

In allen Apotheken erhältlich

Auch Ihr Arzt wird Ihnen dazu raten!




Die Kuh verlängert die Eierkarte

Die Kuh spendet herrliche, frische Milch. Aus diesem Kraftquell Milch wird Milei gewonnen. Man verwendet Milei an Stelle von Hühnerei. Man nimmt Milei zum Kochen, zum Braten, zum Backen. Milei verlängert die Eierkarte. Es bindet Suppen und Tunken, es lockert Kuchen und Feingebäck, es paniert Fisch und Fleisch.



Migetti die kräftige Vollkost, auch ein Milei-Erzeugnis

Für Augen über 45
Mach' nicht dies: Mach' nicht das:



Trag' TELESIN Zweistärkenglas

Ein **NG-Busch** Erzeugnis



Fern und nah in einem Glas

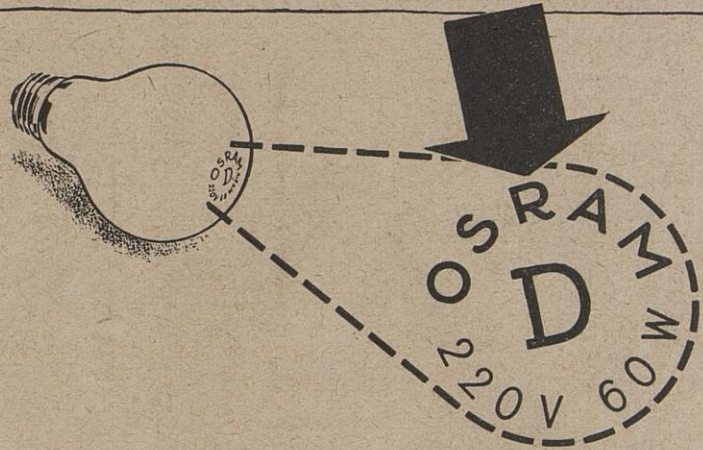
EMIL BUSCH A.-G., OPTISCHE INDUSTRIE, RATHENOW · Gegr. 1800

Aquavit Bommerlunder aus Flensburg



vor dem Bier - nach dem Essen

„Was bedeutet diese Marke für Sie?“



Schonung des kostbaren Augenlichtes Ihrer Kinder!



Diese Marke auf der Glühlampe am Spiel- oder Arbeitstisch Ihrer Kinder bedeutet: Hier gibt es genügend Osram-Licht, damit die kostbaren Augen der Kleinen nicht überanstrengt werden. Und die gleiche Marke, auf den anderen Glühlampen Ihres Heims, sagt: Hier sorgen wirtschaftliche Osram-D-Lampen dafür, daß überall die Helligkeit vorhanden ist, die Sie brauchen — Helligkeit, die Ermüdungserscheinungen vorbeugen hilft, die Arbeitsfreude steigert, die Wohnung behaglicher macht und Unfälle verhüten kann.

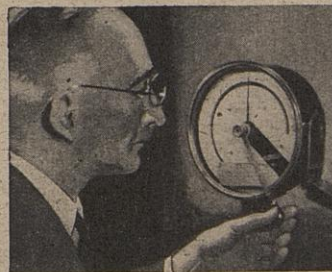
Besseres Licht und sparsamer dazu — durch die richtigen Osram-D-Lampen!

Wählen Sie heute erst recht wirtschaftliche Glühlampen, denn meist wird Elektrizität aus kriegswichtiger Kohle gewonnen. Es kommt daher darauf an, die zur Verfügung stehende Elektrizitätsmenge richtig auszunutzen. Osram-D-Lampen bieten große Lichtleistung bei geringem Stromverbrauch. (Der Arbeitspreis beträgt heute ohnehin meist nur noch 8 Rpf. und weniger für die Kilowattstunde.) Vor allem gilt dies für Osram-D-Lampen höherer Wattstärken.



Merken Sie sich bitte: Je größer die Osram-D-Lampe ist, desto länger und stärker ist der Wolfram-Draht, der in Form der Osram-Doppelwendel das Herz dieser Lampe bildet und in ihr zum Glühen kommt. Die stärkere Osram-Doppelwendel kann auf höhere Temperaturen gebracht werden und gibt dadurch mehr Licht. Bei einer Spannung von 220 Volt gibt z. B. die 25 Watt Osram-Lampe eine Lichtleistung von 260 Lumen, eine Osram-D-Lampe von 60 Watt aber mehr als die dreifache Lichtleistung, 830 Lumen. Verwenden Sie also stets Osram-D-Lampen der richtigen Wattstärke, je nach dem Beleuchtungszweck.

Die Osram-Doppelwendel macht den Unterschied!



Besondere Feinmeßgeräte sorgen dafür, daß der Durchmesser des Wolfram-Drahtes für die Osram-Doppelwendeln, z. B. bei der Osram-D-Lampe 40 Watt/220 Volt nicht mehr schwankt als um 1/2 tausendstel mm. Solche Genauigkeit ist nötig, um die hohe Leistung der Osram-D-Lampen zu erzielen.

3—4 Wochen dauert es bei Osram, bis aus dem Rohmaterial der spinnwebfeine Wolfram-Draht entstanden ist, aus dem dann wieder die Osram-Doppelwendel hergestellt wird. Und die Herstellung dieser Doppelwendel wiederum dauert bei Osram mindestens zehnmals so lange wie die Herstellung der gesamten übrigen Osram-D-Lampe. Ein Kilogramm fertiger Osram-Doppelwendeln kostet nicht weniger als RM 20 000,—. Nur geschickteste, von Osram besonders geschulte Hände, nur hochentwickelte Präzisionsmaschinen, die wiederum bei Osram selbst hergestellt werden, besorgen die Herstellung dieses Meisterwerkes der Osram-Glühlampentechnik. Neben der Edelgasfüllung und anderen technischen Feinheiten macht nun einmal die Osram-Doppelwendel den Unterschied! Verlangen Sie deshalb ausdrücklich Osram-D-Lampen! Glühlampen, die nicht diesen Namen tragen, sind auch nicht von Osram hergestellt.

OSRAM - D - LAMPEN

1

INNENMATTIERT

AUS EUROPAS GRÖSSTEM GLÜHLAMPENWERK

Am Hut: Pelz



Grauer Persianer ist mit grünem Jerseystoff verarbeitet.



Der kleine schwarze Filzhut verschwindet beinahe ganz unter dem Buenos mit der Federverzierung.

Gezogene Bahnen und Verzierungen durch Schleifen geben diesem Kleid die biedermeierliche Note. Relang (3), Haenchen (5)



Mit zarten Spitzen besetzt ist ein weißgepunktetes rotes Seidenkleid. Der Schnitt und die Verzierung sind den Kleidern des Biedermeiers entlehnt, die für viele Modelle der Wintermode Vorbild waren.

Am Kleid: Biedermeierliches

Goldgelbe Seidenbänder um die Schultern (links) schaffen eine Linie, die in der Biedermeierzeit üblich war. Die schwarzen Samtbänder erreichen beim rechts gezeigten Kleid das gleiche.



Wie ein Schneckenhaus ist die nerzgefärbte Hermelinkappe geformt.

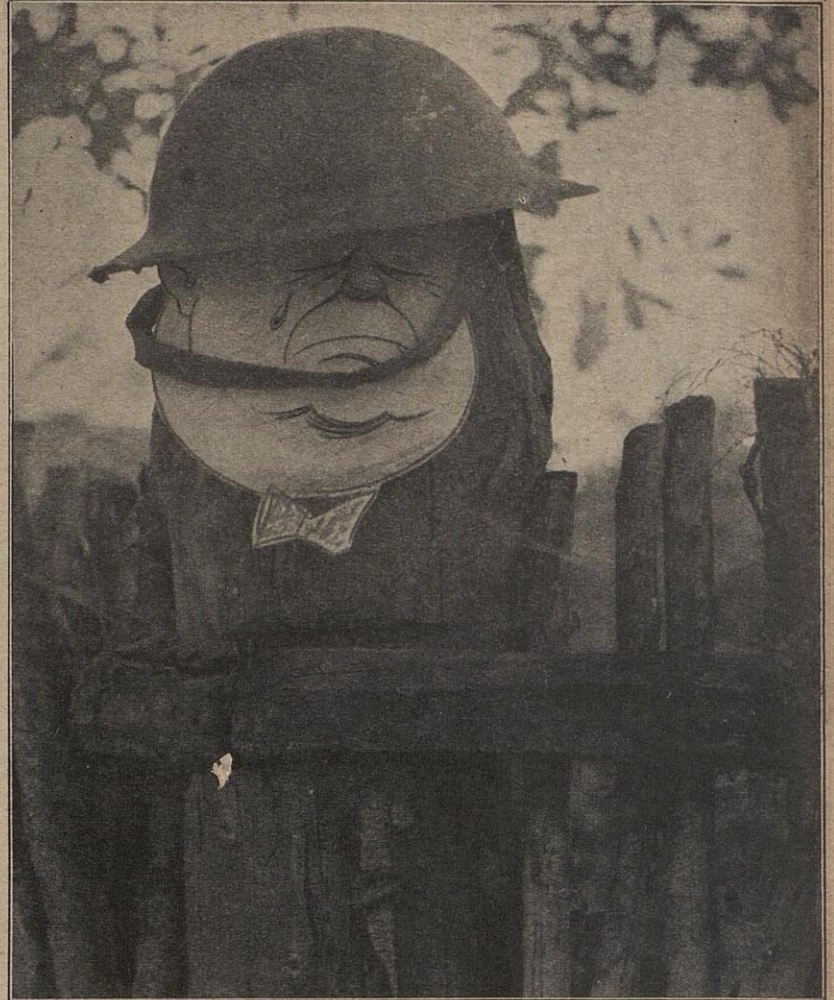


Maulwurf schmückt die Ränder des grauen Filzhutes.



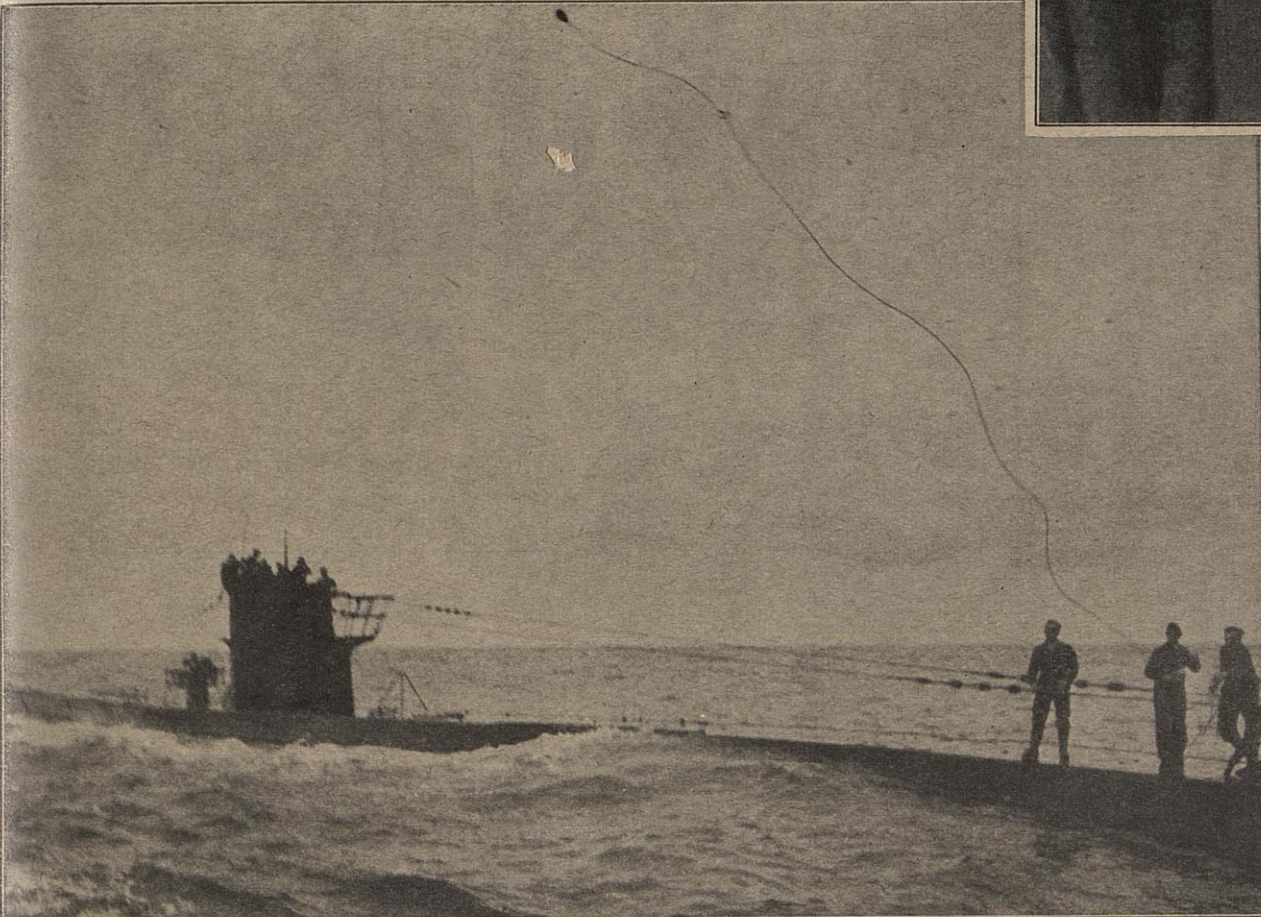
Wollen sie ein feindliches Geschützrohr umbiegen...?

Nein: Hier tragen vier Pioniere durch dichtes Waldgestrüpp den Motor eines Sturmbootes an das Ufer heran. PK. Pohle-Atlantic



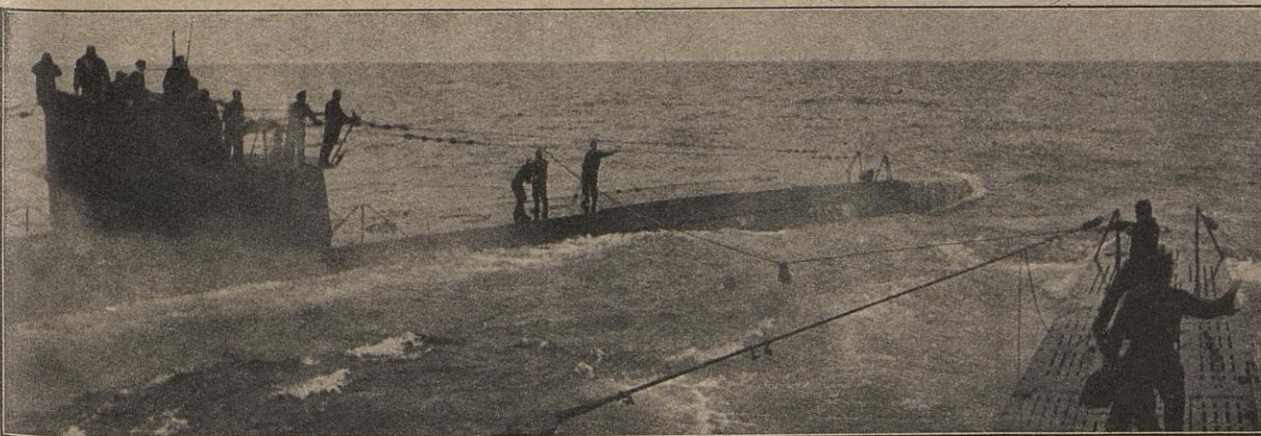
Churchill ist verstimmt...

Er ist augenblicklich an einem Zaun an einer der Landstraßen der Sowjet-Union zu sehen, über die die deutschen Soldaten nach Osten marschieren. PK. Gregor-Scherl



Ist Lassowerfen eine neue Kampftechnik unserer Unterseeboote?

Vom Achterdeck aus schleudert ein Mann der Besatzung eines deutschen Unterseebootes ein Tau weit durch die Luft. Gespannt schauen seine Kameraden ihm dabei zu.



Das Lasso ist vom ... anderen Boot aufgefangen.

Zwei Unterseeboote die sich auf Feindfahrt mitten im Atlantik trafen, tauschen in einem wasserdichten Beutel Bücher für die Freiwachen aus! PK. Prokop-Scherl (2)



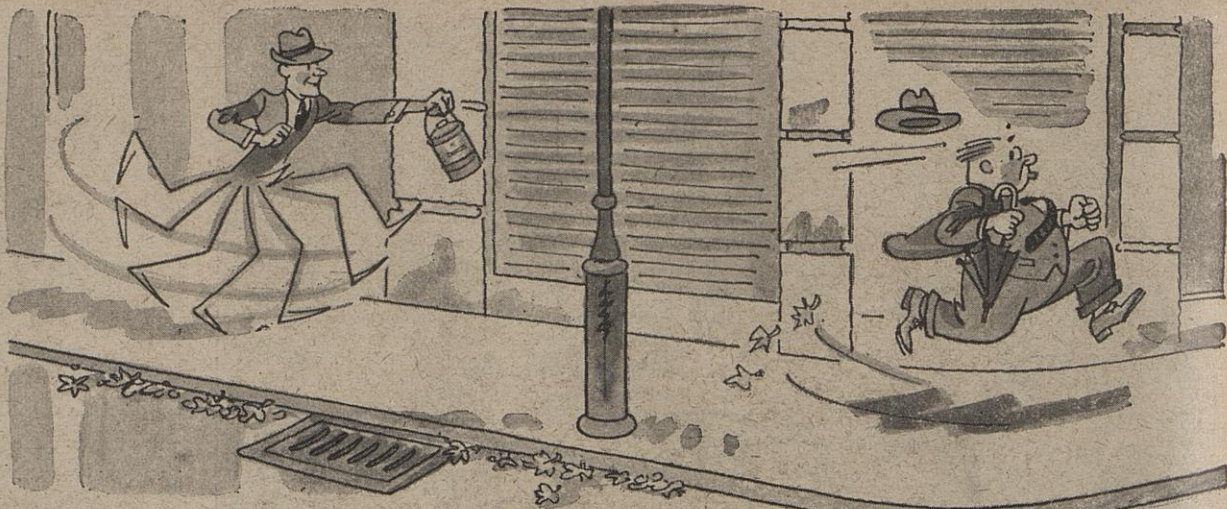
Eine seltsame Begegnung auf der Landstraße:

Ein jüdischer Straßenarbeiter, der von seinen Arbeitskameraden wegen seiner Ähnlichkeit mit dem bolschewistischen Diktator „Stalin“ gerufen wird. PK. Bauer-Press-Hoffmann

Sportler sammeln für das WHW

am 27. und 28. September

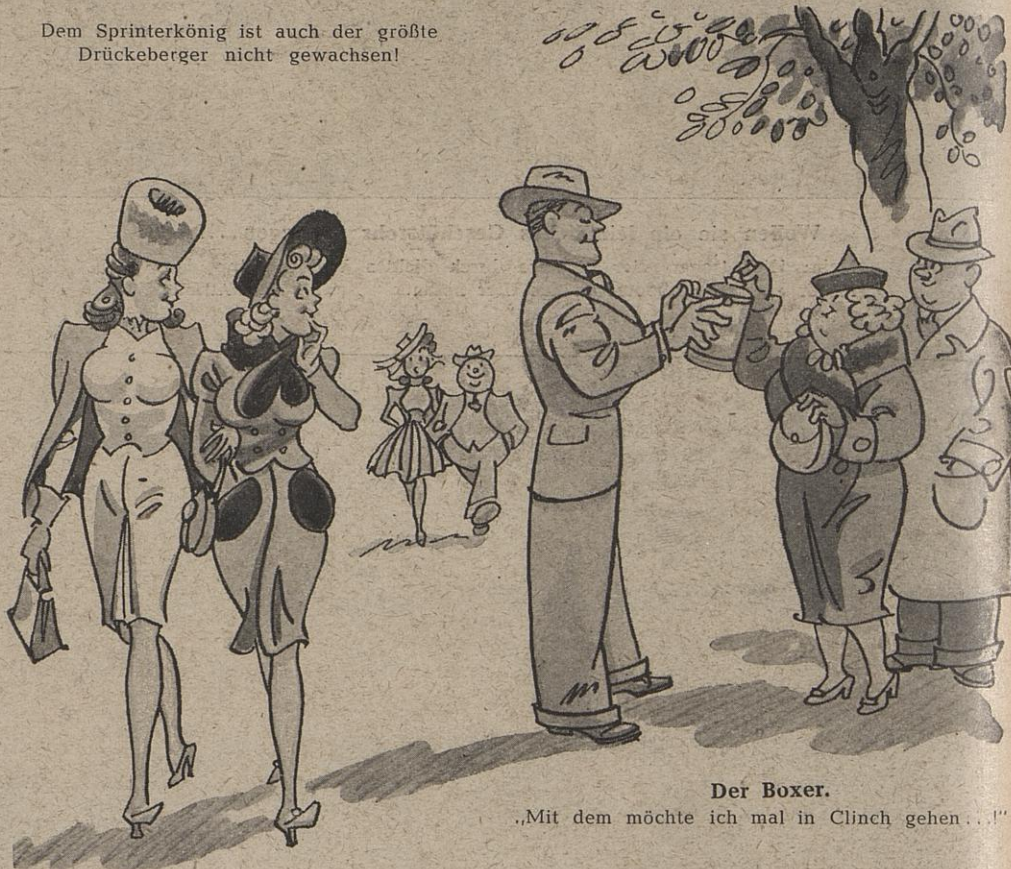
Zeichnungen: Barlog



Dem Sprinterkönig ist auch der größte Drückeberger nicht gewachsen!

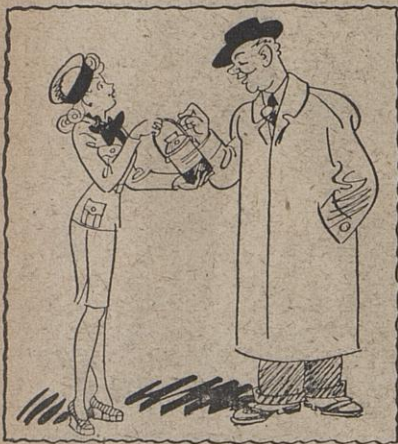


Der Stabhochspringer erfaßt die für andere Sportler Unerreichbaren!



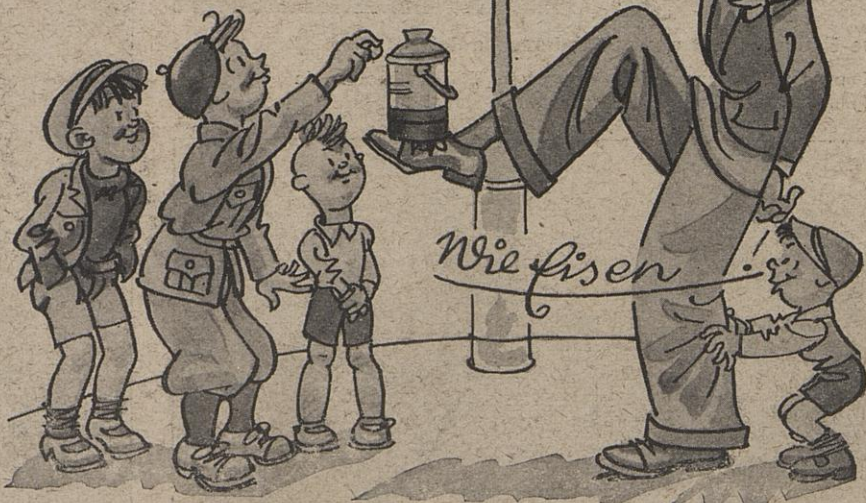
Der Boxer.

„Mit dem möchte ich mal in Clinch gehen...!“



Die Schwimmerin.

„Frollein, warum sammeln Sie nicht in Ihrem Sportdreß...?“



„Siehste, Otto, det is sein berühmtes Eifmeterbeen!“



Einer, der es sich bequem gemacht hat: Der Meisterangler wartet, bis einer anbeißt!

Berliner Illustrierte Zeitung

Neuer Roman!



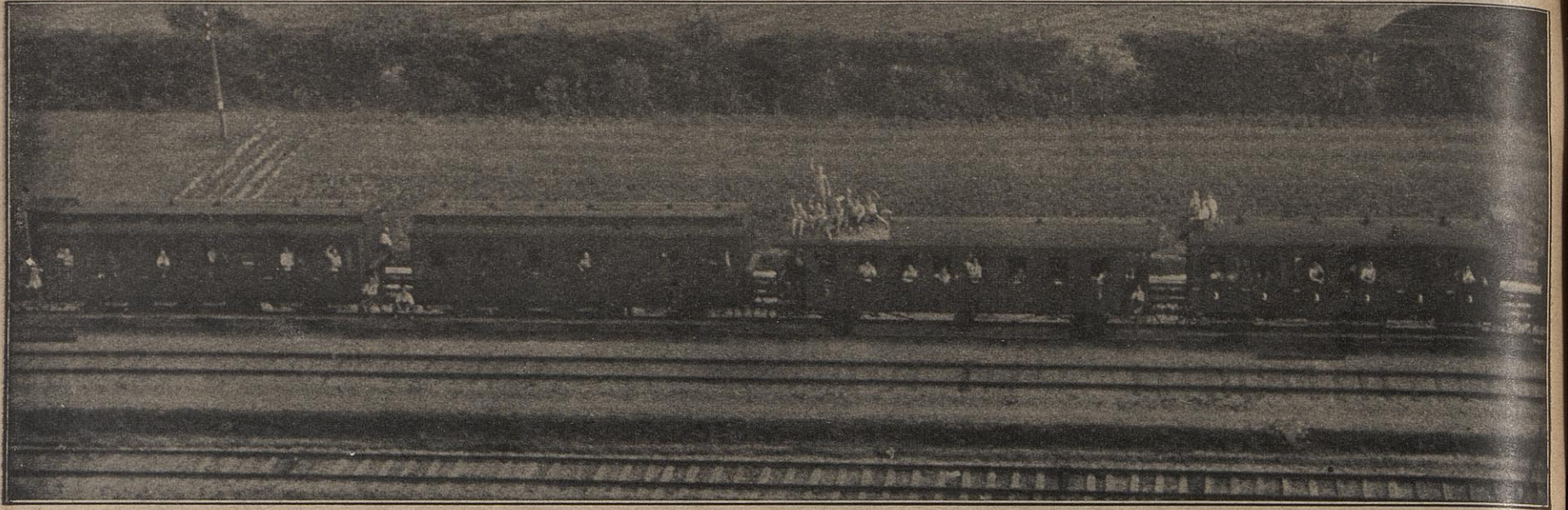
Trotz Dreck und Schlamm: Panzer vor!

Hinter jedem Stahlriesen wirbeln die zähen Lehm-
brocken der grundlosen Sowjetstraßen durch die Luft.

PK. Hermann-Weltbild

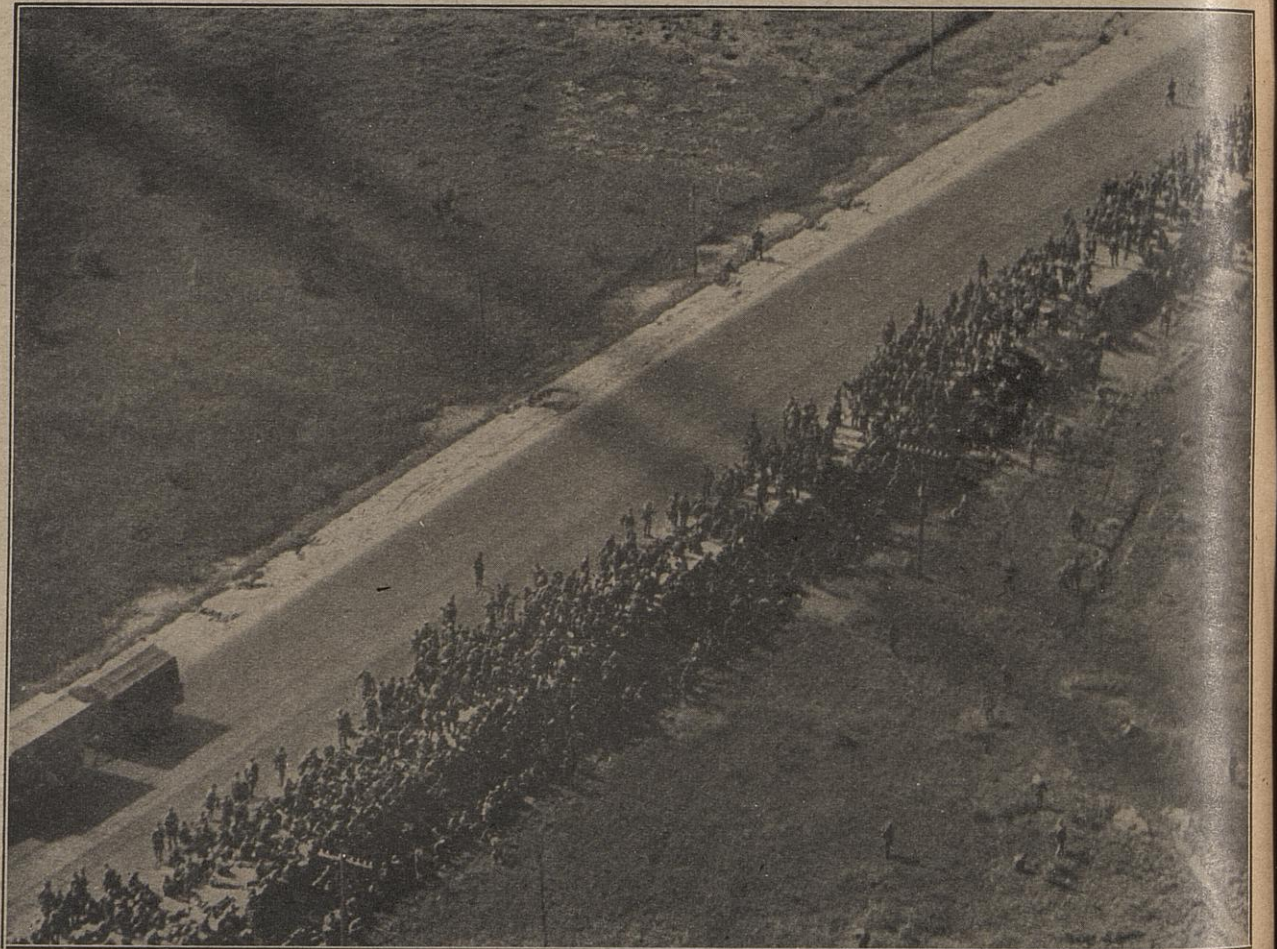
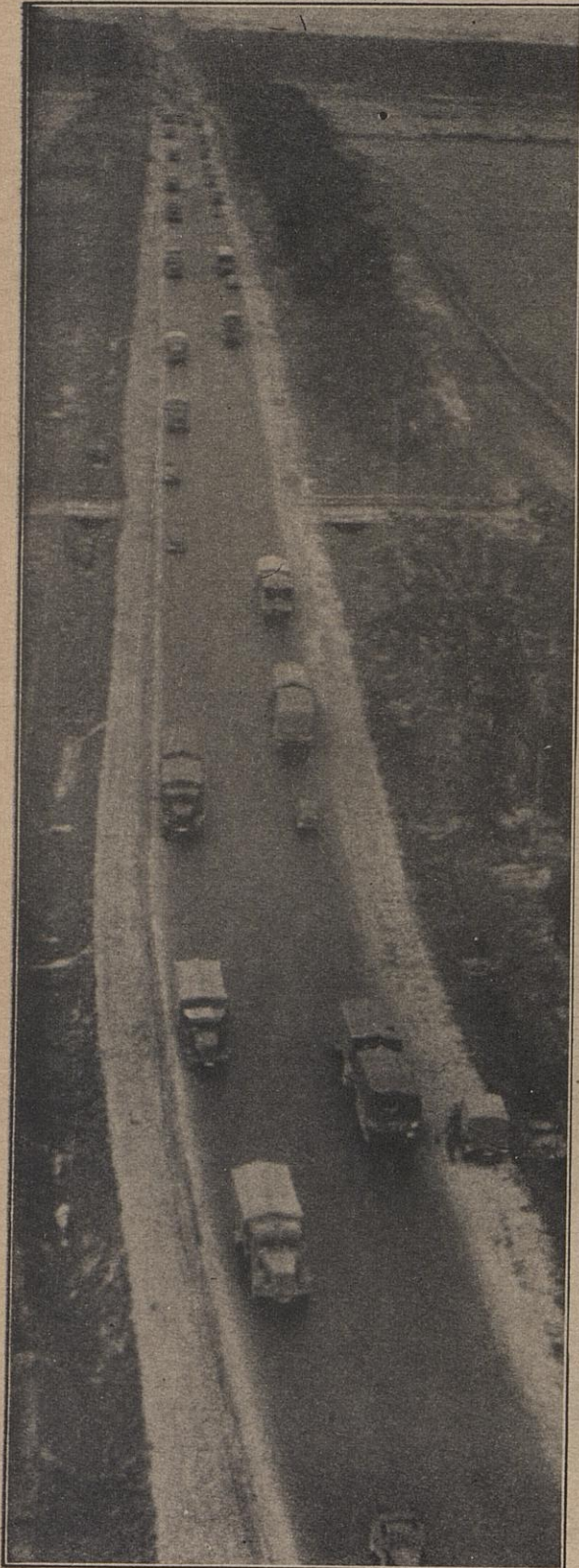
W. R. 17

Flug zur Front!



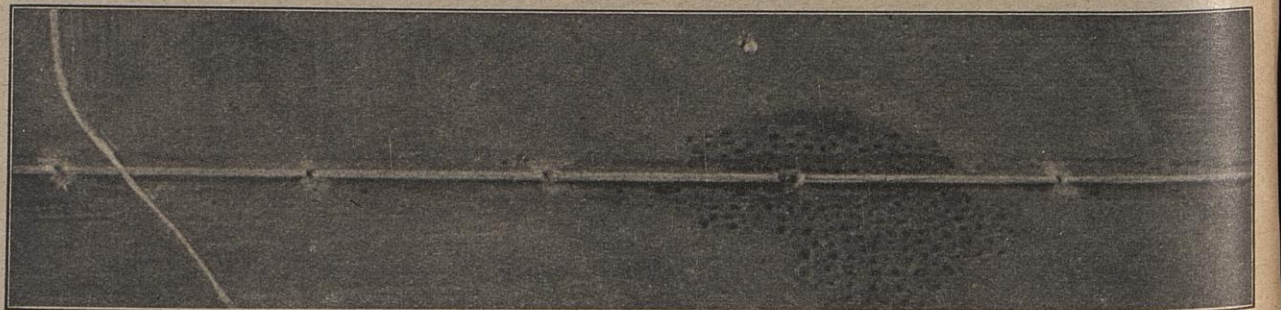
Für viele Tage Frontfahrt ist der Transportzug zur Heimat geworden.

Bis weit hinein nach der Sowjetunion sind die Bahnlinien für den Nachschub wieder benutzbar gemacht worden. Die deutschen Soldaten haben sich in ihren Wagen für die langen Fahrten häuslich eingerichtet und genießen vom Dach und vom Trittbrett her die Fahrt durch das weithin sich dehrende Land.



Am Rande der Nachschubstraßen: Endlose Züge von Gefangenen.

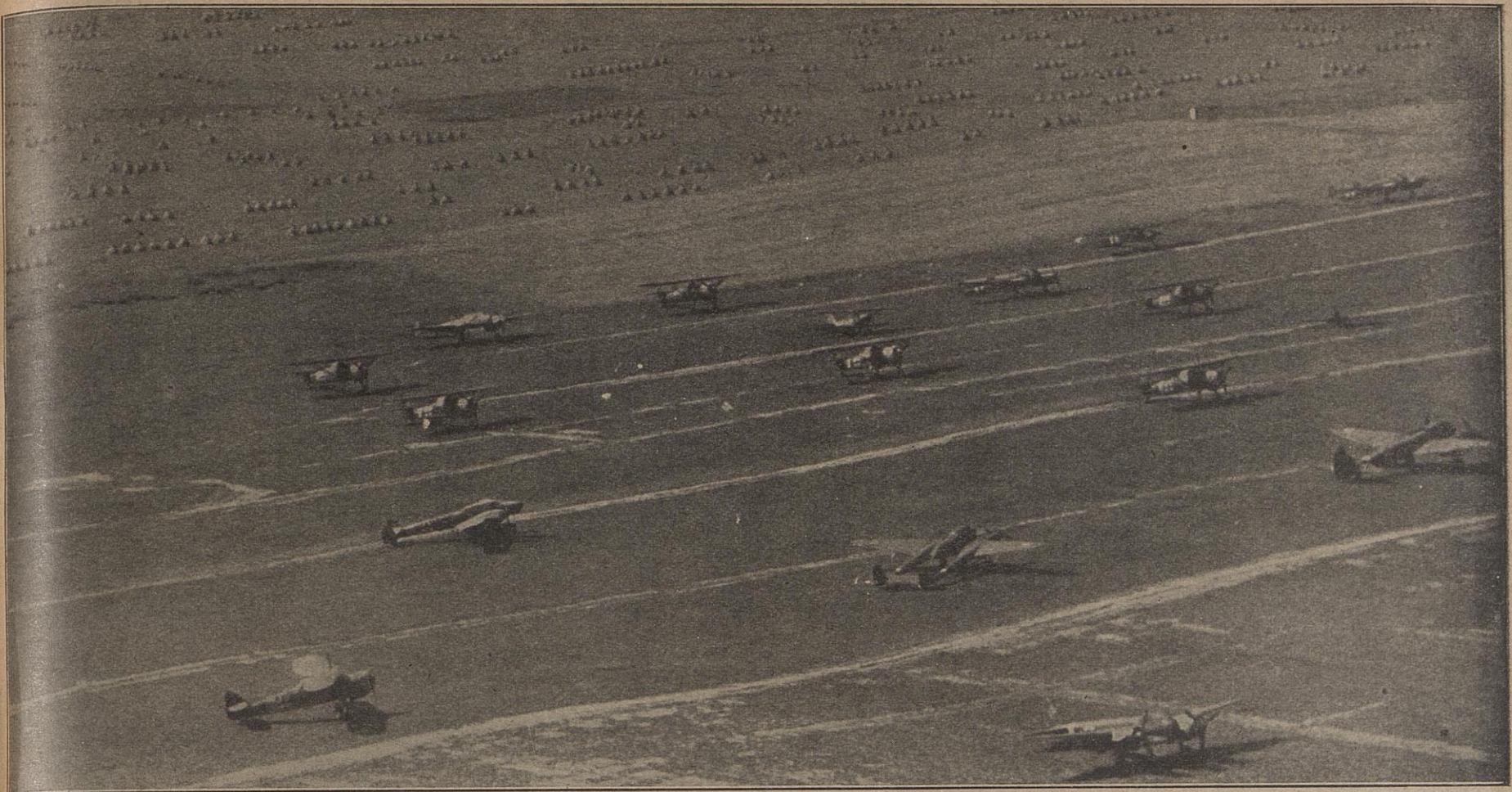
Das typische Bild an allen Straßen: Nach Osten rollen der Nachschub und frische Truppen, nach Westen schieben sich die grauen Bänder der Gefangenentransporte.



Das nicht abreißende Band des Nachschubs,
der außer auf dem Schienenweg zu einem wesentlichen Teil mit Lastkraftwagen auf den Landstraßen erfolgt.

**Fünfmal auf den Zentimeter genau getroffen:
Eine Eisenbahnlinie.**

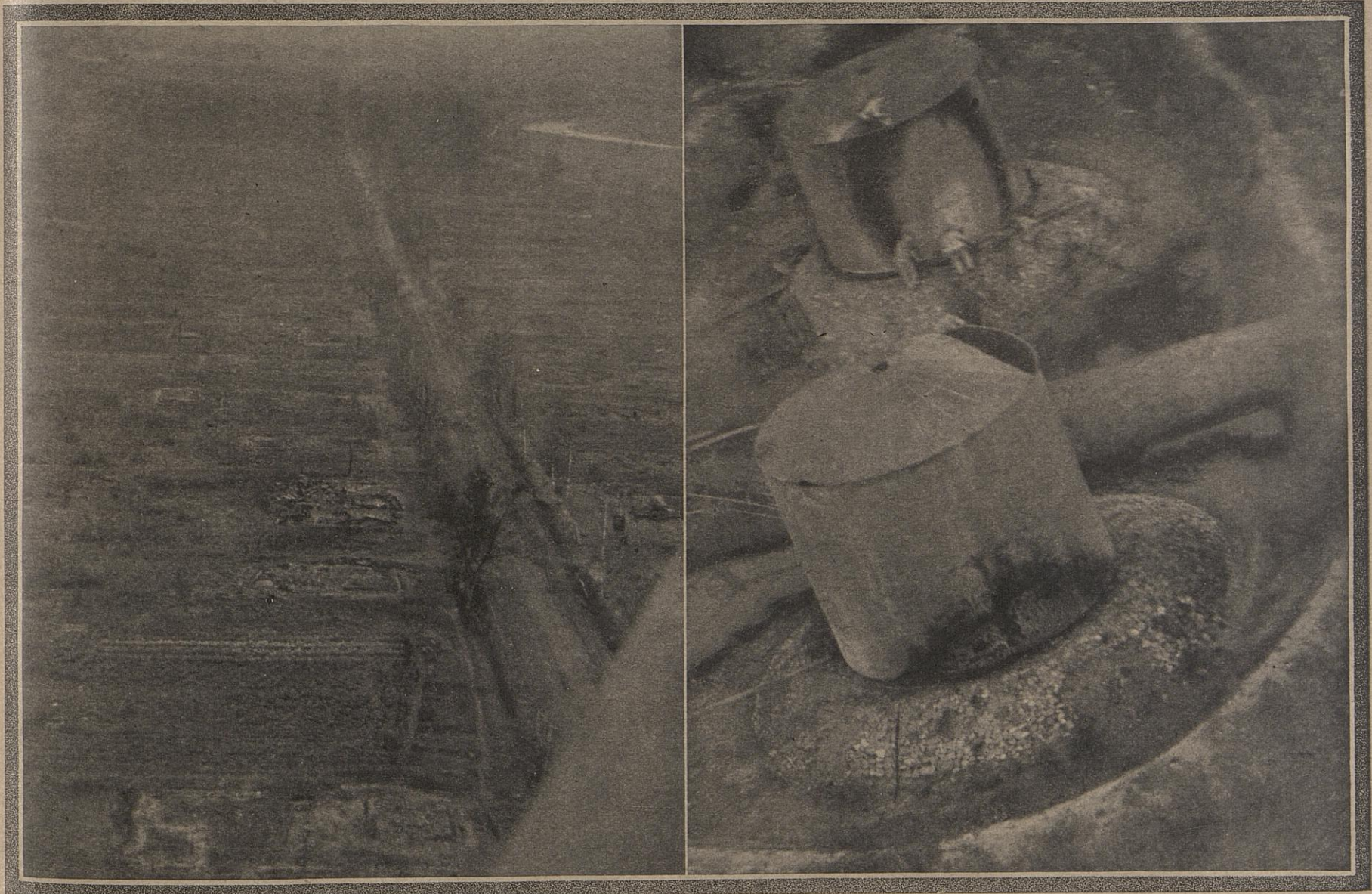
Ein Bild, das häufig bei einem Flug zur Front auftaucht und die planvolle Maßarbeit der deutschen Luftwaffe zeigt.



Dicht hinter der vordersten Kampflinie liegen schnell eingerichtete Feldflughäfen.

Von den Feldern aus starten die Nah- und Fernaufklärer, die Zerstörer und die Kampfflugzeuge, um in kürzester Zeit ohne lange Anflugwege ihre Aufgaben erfüllen zu können. Schiebt sich die vorderste Linie weiter nach Osten, rückt auch der Feldflugplatz nach, und wo gestern noch Motoren dröhnten, liegen heute die Felder wieder in spätsommerlicher Ruhe da.

PK. Hubmann (4), PK. Seuffert (1), PK. Spieth (2), Scherl, Weltbild, Atlantic



In vorderster Linie, wo die Bolschewisten hausten...

Hier stand vor wenigen Tagen noch ein Dorf, das die Sowjets vor ihrem Abzug buchstäblich dem Erdboden gleichmachten.

Ein zerstörtes Tanklager — aber das Präzisionswerk des deutschen Nachschubs macht die deutsche Wehrmacht von Beute in Feindesland völlig unabhängig.



Die Spuren des Krieges, der über die Stadt hinwegbrauste, werden beseitigt:
 Kurze Zeit nach dem Einrücken der deutschen Truppen durchfahren Arbeiter der Straßenbahnverwaltung die Hauptstraße der ukrainischen Stadt, um die Oberleitung zu reparieren. Das Elektrizitätswerk wurde besetzt, ehe die Bolschewiken es zerstören konnten.

... und neues Leben beginnt!

Ein Bericht aus einer
 ukrainischen Stadt von
 PK. Otfried Schmidt



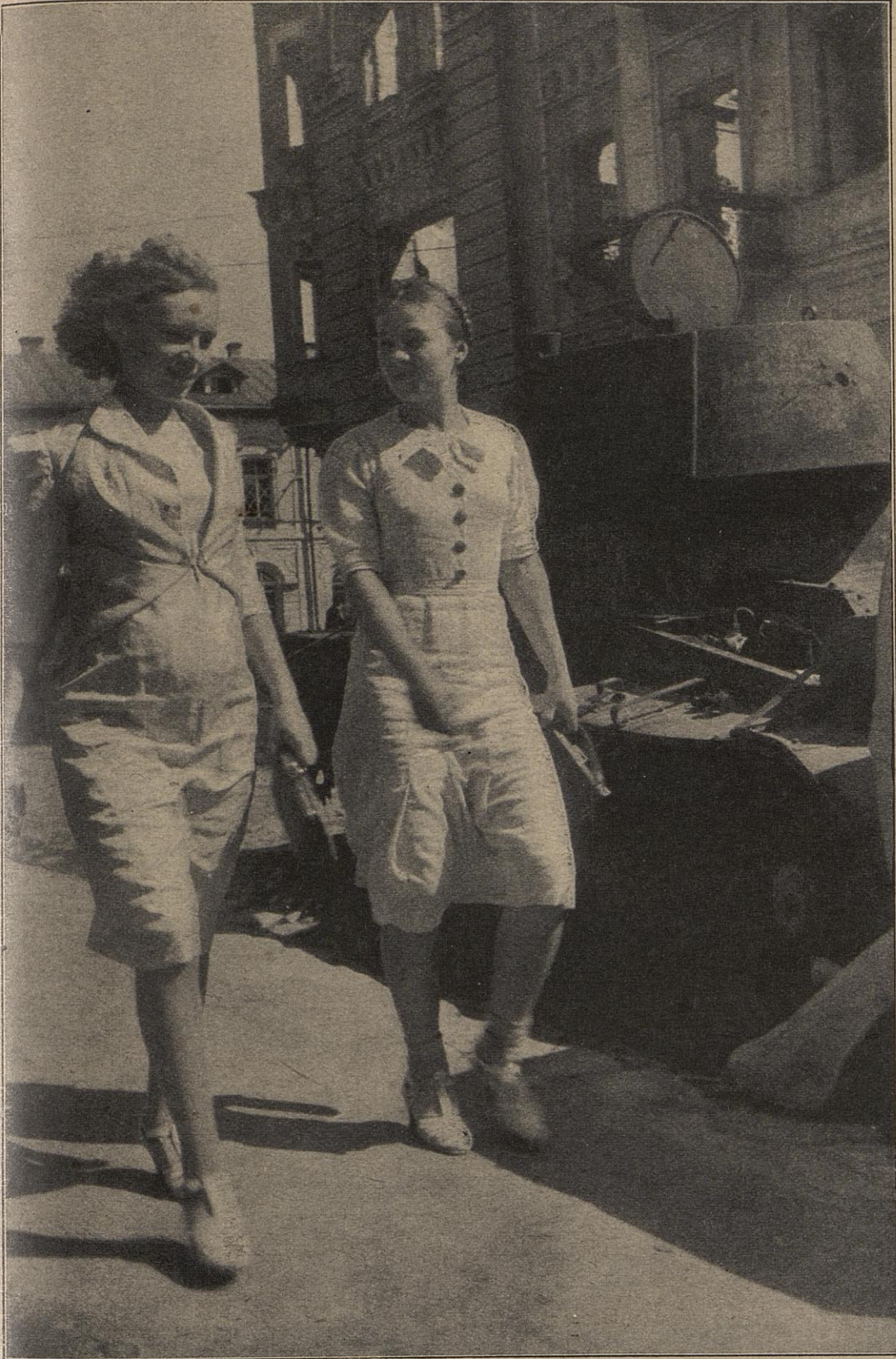
Der totgelaubte Sohn kehrt heim zu seiner Mutter.
 Stumm umarmt die Frau ihren Sohn. Jetzt hat sie ihn wieder: Vor 18 Monaten wurde er Soldat, und so lange erfuhren sie nichts voneinander.



Neues Leben mit . . . neuen Kunden:
 Aus der Umgebung der Stadt kommen wieder die Bäuerinnen herbei, um ihre Waren, Früchte und Gemüse, zu verkaufen; denn die deutschen Soldaten sind endlich Kunden, die bezahlen. Die Zeichensprache ersetzt bei den deutschen Soldaten den Dolmetscher.



Vor der Ortskommandantur sammeln sich die Ukrainer:
 Hier können sie durch den Dolmetscher ihre Wünsche, Sorgen und Nöte vortragen. Die deutsche Ortskommandantur, der Sitz der Militärverwaltung, hilft ihnen, wo es geht.



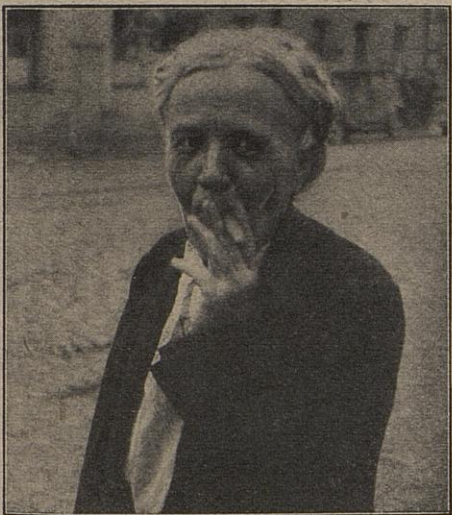
In dieser Straße tobte der Krieg...
An zerschossenen Panzern vorbei geht der Spaziergang der Jugend durch die friedlich gewordene Stadt



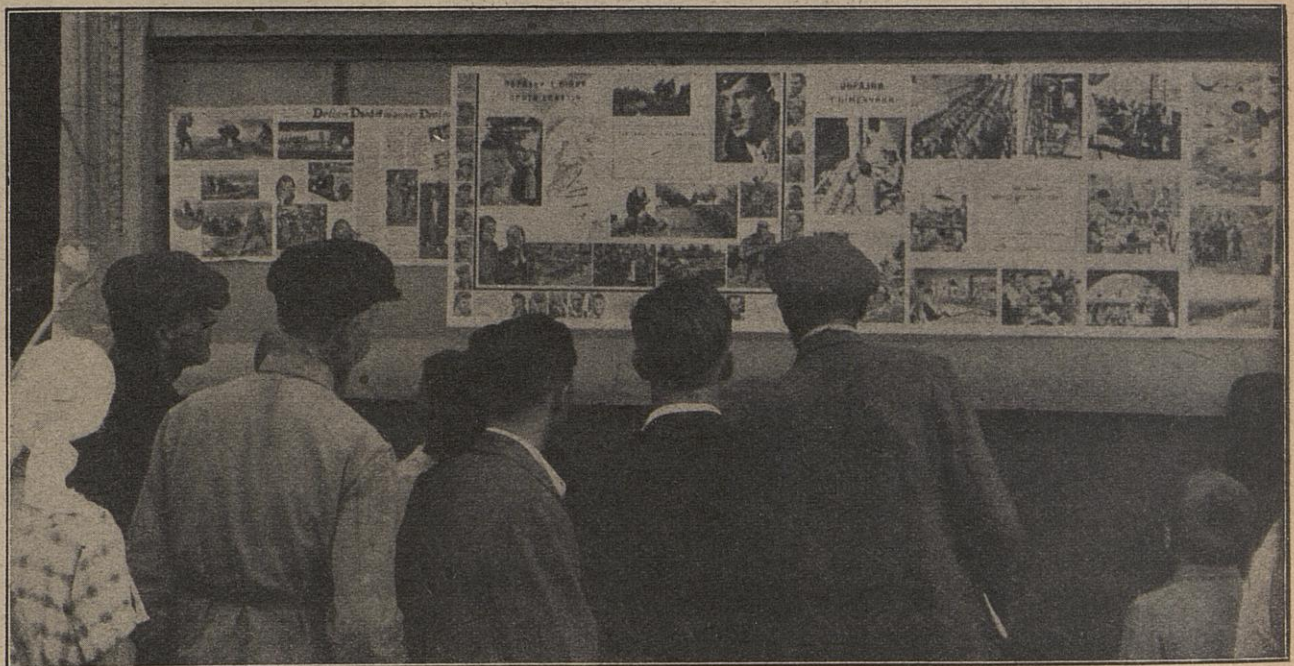
Auf Plätzen und an Straßenecken ertönen Nachrichten.
Hier sammeln sich mehrmals am Tage die Bewohner der Stadt. Lautsprecher übertragen den Wehrmachtbericht, die neuesten politischen Nachrichten, musikalische Sendungen und die Verfügungen des Ortskommandanten.



Alte, bettelnde Frauen: Ein alltägliches Bild...
Die jungen Menschen sind so daran gewöhnt, daß kein Blick zu der Bettlerin fällt.



Ein Sowjet-Typ, der bald verschwinden wird:
Mit Zigarre, Schlips und Kragen geht diese Frau einkaufen, stolz auf ihr Gehaben, das sie dem Mann gleichsetzen soll!



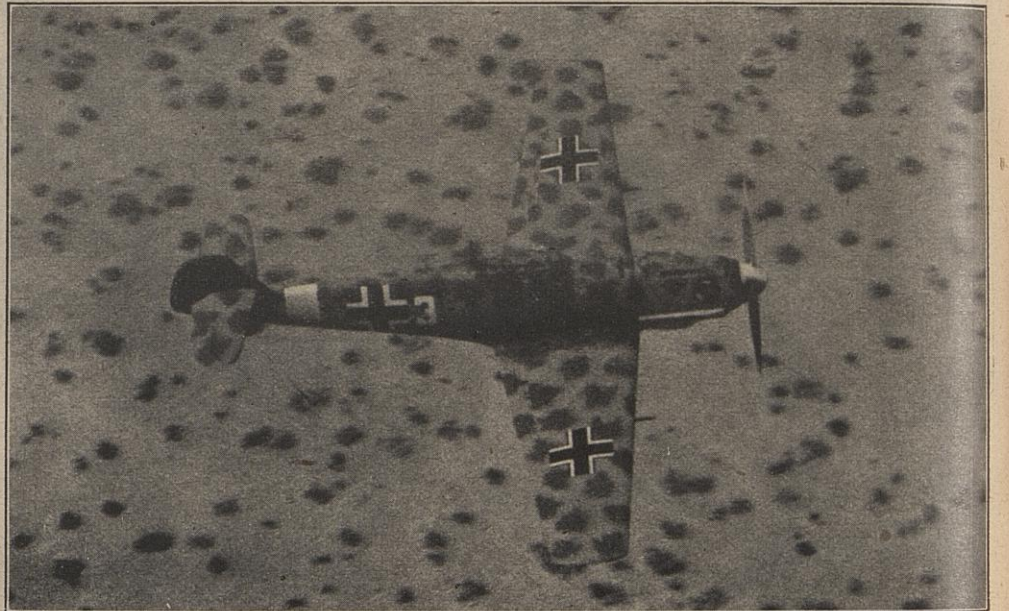
Vor den Zeitungskästen stehen immer Scharen von Neugierigen.
In den Schaukästen hängen reichbebilderte Seiten, die vom Krieg im Osten berichten, der nun für diese Stadt vorüber ist...

PK. Otfried Schmidt, Mittelsaedt, Presse-Hoffmann (9)



Als diese ungewöhnliche Aufnahme entstand, bebte die Erde vor Tobruk:

Kampfflugzeuge der Achse greifen britische Panzer an! Bei der Abwehr des feindlichen Vorstoßes halfen die deutschen und italienischen Maschinen mit Bomben und Bordwaffen. Aufnahmen: Luftwaffe-Scherl (2), Associated Press (1), PK. Sturm-PBZ. (1)



Ein durchsichtiges Flugzeug über der Wüste?

Weit vorne hat die Maschine, deren Tarnbemalung sich kaum vom Wüstenboden abhebt, britische Panzer entdeckt. Jetzt neigt sie sich zum Tiefangriff...

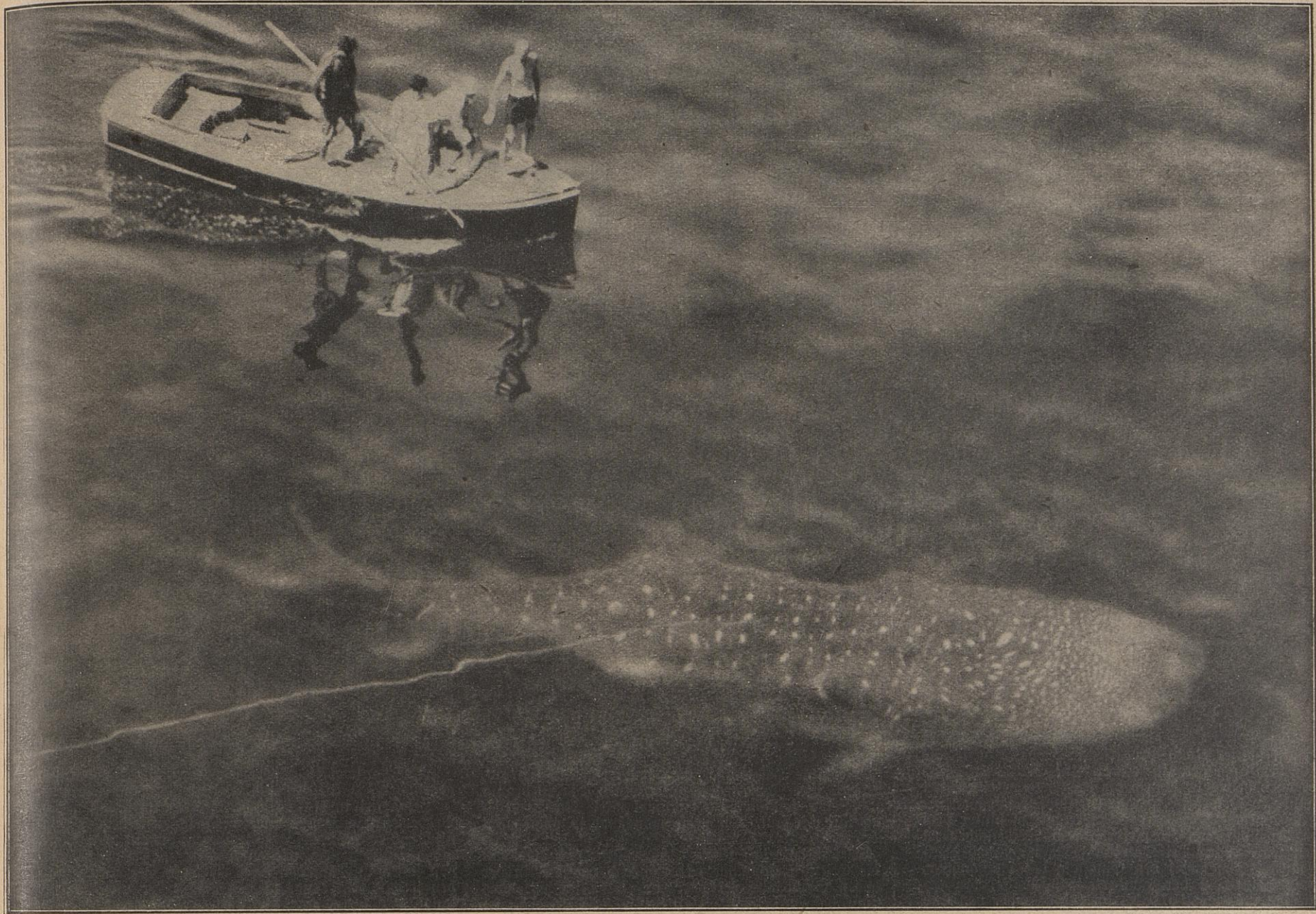


60 dunkle Punkte: 60 Sowjet-Panzer, die kurze Zeit später unter dem Bombenhagel deutscher Stukas liegenbleiben!

Ein deutsches Aufklärungsflugzeug hat in der Nähe einer Ortschaft einen Aufmarsch feindlicher Panzer festgestellt. Weiße Bögen kennzeichnen die Kampfswagen.

Flieger gegen Panzer

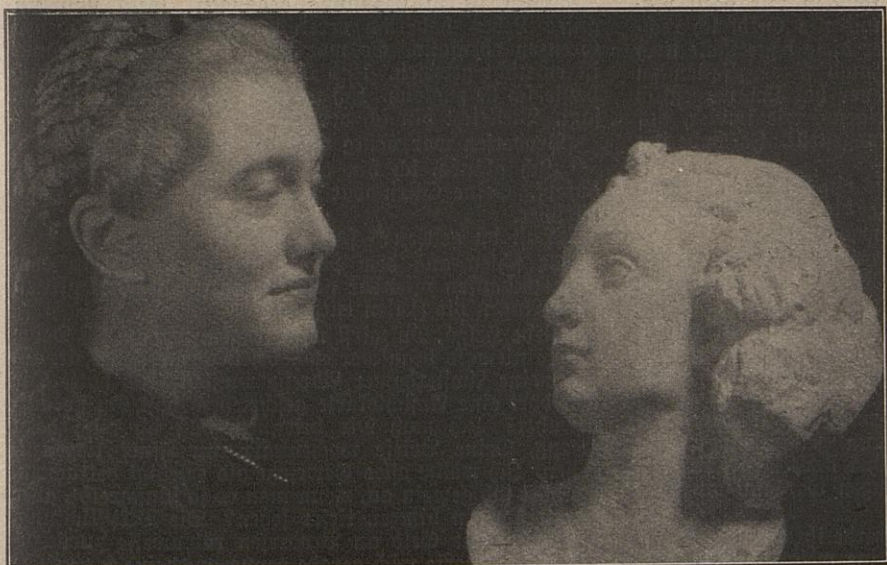
Während des Angriffs fotografiert: Schwarze Rauchwolken quellen hoch. Verzweifelt haben die Panzer ihr Heil in einer vergeblichen Flucht auf die Felder gesucht!



Wie ein phosphoreszierendes Nachtgespenst

13 m : 10 m!

gleitet ein Rauhhai dicht unter der Wasseroberfläche entlang. Dieser Riesenhai ist beinahe 13 m lang und wiegt mehrere 1000 Kilogramm. Wie alle Riesenhaie nährt sich der Rauhhai von ganz kleinen Meeresorganismen, von denen er unglaublich große Mengen vertilgen muß. Als die Forscher mit ihrem 10 m großen Boot nahe an den Hai herangekommen waren, schüttelte er die ihm lästig gewordene Harpune ab und schwamm ruhig davon...



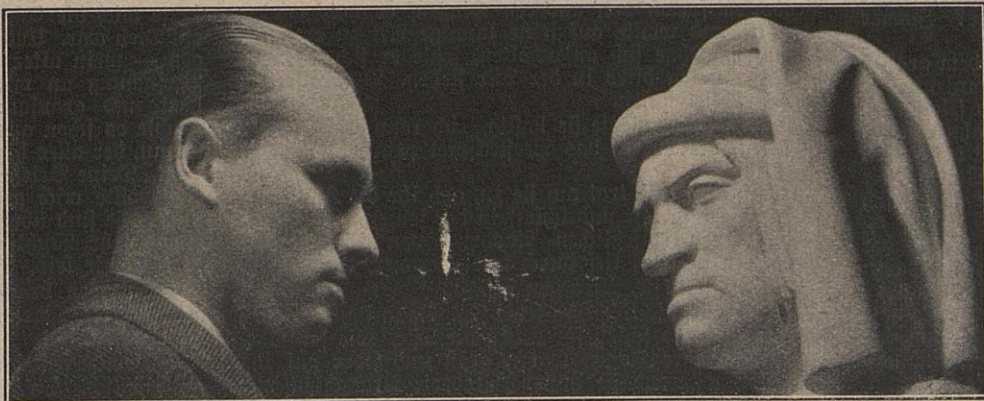
Aus der gleichen Familie: Das junge Mädchen von 1440 und 1940.

Ueberraschend ist die außerordentliche Aehnlichkeit der jungen Theresa de Marche mit ihrer Urahne, die von dem berühmten italienischen Bildhauer Rosselino vor 500 Jahren modelliert wurde.

Seit 5 Jahrhunderten
dieselben Geschlechter —
dieselben Gesichter



Aus der gleichen Familie: Der Jüngling von 1440 und 1940. Der 17jährige Giorgio Corti neben dem Hochrelief seines Urahnen.



Das Gesicht der Medici.

Der heutige Medici vor der Büste seines berühmtesten Vorfahren, des Renaissancefürsten Lorenzo, des Prächtigen.

Aufnahmen aus dem Istituto del Arte in Florenz von Hans Reinke-Atlantic.